

Abonnements-Bedingungen:

Abonnement-Preis... Die Preise... monatlich 1,10 M.

Vorwärts

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Die Inflation-Gebühr

Beträgt für die sechsgebundene Monatszeile oder deren Raum 60 Pf.

Telegramm-Adresse: „Sozialdemokrat Berlin“.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.

Montag, den 18. Mai 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.

Beinahe Kriegsminister und sonst noch was!

Von Karl Liebknecht.

Am 23. Februar d. J. meldete die „Post“: „Der vor kurzem zum Gouverneur von Meck ernannte Generalleutnant von Lindenau ist zu Trier verstorben.“

Er war am 10. Mai 1850 zu Gotha geboren und wurde 1870 Offizier im Infanterieregiment Nr. 25.

Die Meldung, daß v. Lindenau in den letzten Jahren wiederholt unter den Kandidaten für das Kriegsministerium genannt wurde, dröhnte übereinstimmend fast alle Zeitungen.

„In dem plötzlichen, mich tief betrübenden Tode Ihres Gatten spreche ich Ihnen meine herzlichste Teilnahme aus.“

Nach dem „Lokalanzeiger“ vom 28. Februar fand am 27. Februar in Altenburg die feierliche Beisetzung des Generals statt.

Nach vorausgegangener Trauerfeier in der Kapelle, wobei der Hof- und Garnisonprediger Reichardt die Gedächtnisrede hielt, bewegte sich der imposante Trauerzug, dem der Herzog von Sachsen-Altenburg inmitten der nächsten Angehörigen voranschritt.

Und das „Berliner Tageblatt“ vom 23. Februar d. J. sagt über den Verstorbenen unter anderem:

„Einem der begabtesten Offiziere der Armee und ein Mann, der in allen Kreisen sich außerordentlich sympathie erfreute, ist in ihm dahingegangen.“

„In der Tat, er hatte auch außerhalb der Armee und auch in Berlin viele Freunde, die seinen plötzlichen Tod sehr schmerzhaft empfunden haben.“

Wie die Akten betreffend den Konkurs über seinen Nachlass N. 814 des königlichen Amtsgerichts Trier ergeben, trauern um ihn — abgesehen von seinen gleichfalls als Gläubiger angemeldeten Söhnen — rund 101 Gläubiger.

händler bis zum Hofdekorateur, vom Apotheker bis zum Sanitätsrat, vom Bureauvorsteher bis zum Rechtsanwalt und Hofrat, vom Rentner bis zum Privatbankier und der Provinzbank, vom Kommerzienrat und Geheimen Kommerzienrat bis zum Geheimen Regierungsrat, vom Referendar und Assessor bis zum Oberrechnungsrat, vom Rittergutsbesitzer bis zum General, dazu ein halbes Duzend Frauen und Witwen aus allen Gauen Deutschlands.

Die Gnade Seiner Majestät des Königs und Kaisers hat immerhin zu Lebzeiten des Herrn Generals sichtbarlich Früchte für ihn getragen.

Da General v. Lindenau kein weltfremder Samenknecht war, ist es kein Wunder — kein kapitalistisches Wunder wenigstens — daß er bei gewissen geschäftstüchtigen und „hochangesehenen“ geheimen Vermittlern „ber. Ehrung“ — gar wohlbekannt war als jemand, der bedürftigen Staatsbürgern bei Titelschmerzen und dergleichen hilfreich unter die Arme griff.

„Ich bestätige hierdurch, heute von Herrn Dr. X-tausend Mark in bar empfangen zu haben mit der Maßgabe, daß dieser Betrag verfallen ist, sobald Herr Dr. durch die Gnade S. M. des Königs bis spätestens 1. Juli 1914 zum preussischen Medizinalprofessor ernannt worden ist.“

„Zu bis zu diesem Termin die Ernennung des Herrn Dr. nicht erfolgt, so zahle ich den Betrag von X-tausend Mark in bar ohne jeden Abzug ginsfrei sofort an Herrn Dr. zurück.“

Die Rückzahlung erfolgt durch die Depositenkasse P der Deutschen Bank zu Straße für mein Konto gegen Rückgabe dieses Scheins und zweier heute von mir gegebener Wechsel in Höhe von je X-tausend Mark, und zwar dieses Scheines an mich.

Berlin, den 20. April 1913. gez. Kurt von Lindenau.“

Ein „Soldat von der besten Art“ — in der Tat. Und sicherlich ebenso „voll hingebender Liebe für seinen Beruf“, wie sein Konto P voll guten Geldes, wobei nur zweifelhaft sein kann, welches der Beruf war, dem er sich voll hingebender Liebe widmete, der Soldatenberuf oder —? Und „lebenskundig“ in der Tat. Und nicht nur dem Samaischendienst gewidmet — in der Tat. Und „väterlich auf das Wohl seiner Leute bedacht“ — in der Tat.

Wie wird Ihnen, Herr Bildt von Hohenborn? Vor welchem Abarund haben Sie gestanden? Sehen wir den Fall, Herr v. Lindenau wäre Kriegsminister geworden und diese Tatsachen wären ans Licht gekommen, während er den Sessel des Kriegsministers zierte — den Teufel an!

Wir sollen keinen Toten angreifen! — Man hat ja auch noch niemals einen toten Führer der Sozialdemokratie angegriffen. Wir sollen keinen Toten angreifen — du lieber Gott! Wir sollen ja auch keinen Lebendigen angreifen, nicht die Goetz und die Siemens-Schuckert, nicht die Waffen- und Munitionsfabriken und nicht Krupp. Wir sollen ja auch keinen Generalkonjunkt in Yokohama, kein Auswärtiges Amt, keinen Staatsanwalt Simon angreifen wegen ihrer Haltung bei den Vesteckungsmanövern der Siemens-Schuckert. Kurzum, wir sollen ja niemanden angreifen, ob tot oder lebendig, dessen Nimbus zum Strahlenkranz der heutigen kapitalistischen Gesellschaft — dreimal sei sie heilig! — gehört.

Ich, wie greifen hier in der Tat keinen Toten an, sondern ein Symptom der Lebendigen, allzu lebendigen kapitalistischen Korruption.

Nun mögen sie weiter tanzen, die Schiffer, Erzberger, Schulz-Bromberg und Genossen, tanzen den Tanz ums goldene Kalb; Arm in Arm mit den Kruppdirektoren und anderen Genossen tanzen den Tanz ums goldene Kalb, der — heute noch Jubeltanz — morgen sein wird die Introdution zum Totentanz der kapitalistischen „Ordnung“.

Der schwache Staatssekretär und der starke Minister.

Das parteiische Vorgehen der Regierung gegen die „Volkssfürsorge“, wie es Genosse Scheidemann im Reichstag auf Grund der gestern von uns veröffentlichten Dokumente gezeichnet hat, bedeutet in der Tat einen Skandal höchster Sorte: während eine private Gesellschaft, die ausgesprochen gemeinnützigen Zwecken dienen soll, die vorgeschriebene amtliche Bestätigung nachsucht, versuchen die mit der Prüfung beauftragten amtlichen Organe den Geschäftsbeginn dieser Gesellschaft möglichst hinauszuschieben, um private Konkurrenzorganisationen ins Leben zu rufen.

„Es würde daher nichts anderes übrig bleiben, als aus den verdingungstechnischen Unterlagen des Unternehmens (der „Volkssfürsorge“) die Gründe zur Verfassung seiner Zulassung herzuleiten oder doch wenigstens so lange wie irgend möglich hinauszuschieben.“

Auch der Präsident des kaiserlichen Aufsichtsamts für Privatversicherung Bruner und sein unmittelbarer Vorgesetzter, der Staatssekretär des Innern Dr. von Delbrück, benahm die ihnen amtlich gewordenen Kenntnis von der Begründung der „Volkssfürsorge“, um schleunigst eine private Konkurrenz heranzupapeln, die nach Bruners eigenen Worten von vornherein „in tunlichst enger Fühlung mit dem Aufsichtsamt“ bleiben soll.

Herr Bruner ist nun allerdings vor wenigen Monaten gegangen worden. In der offiziellen Mitteilung hieß es verschämt wegen „hohen Alters“. Naive Gemüter hätten vor der Biedermonds-Antwort Delbrücks auf Scheidemanns Angriffe glauben können, Bruner sei zum Abschied gedrängt worden, weil Delbrück die offenbar ungeschickten Freidereien gegen die „Volkssfürsorge“ nachträglich reuten. In Wahrheit liegen der Regierung solche moralischen Anwandlungen völlig fern. Bruner stolperte vielmehr — wegen seiner mit Zustimmung der Reichsregierung, des Reichsanzlers und des Staatssekretärs Delbrück gegründeten „Deutschen Volkssfürsorge“, der Vereinigung zahlreicher privater Lebensversicherungsgesellschaften.

Aus den gestern von uns veröffentlichten Dokumenten geht hervor, daß schon im November 1912 Anstimmigkeiten zwischen der Reichsregierung einerseits und der preussischen Regierung andererseits über die zu empfehlenden Konkurrenzunternehmen bestanden haben. Die preussische Regierung wünscht auf Bestreben Kapps (persona grata bei seinem Vorgesetzten, dem Landwirtschaftsminister) nur eine Unterstützung der von Kapp im wesentlichen zur Entschuldung des Großgrundbesitzes begründeten öffentlich-rechtlichen Lebensversicherungsanstalten. Die Reichsregierung will dagegen alle „nationalen“ Konkurrenzunternehmen der Volkssfürsorge unterstützen und Bruner setzte sich insbesondere für seinen Plan der „Deutschen Volkssfürsorge“ ein. Noch heute besteht so ein offener Kampf zwischen Kapp öffentlich-rechtlichen Unternehmen (die dem Aufsichtsamt nicht unterstehen) und Bruners „Deutscher Volkssfürsorge“ (in der der Reichsanzler durch einen Kommissar vertreten ist), wie auf der vor wenigen Tagen stattgehabten Generalversammlung der „Deutschen Volkssfürsorge“ konstatiert wurde. Bruner war jedenfalls Kapp im Wege. Der Mann, der die Arbeiter-„Volkssfürsorge“ bestätigte und gar eine neue Konkurrenz für Kapps Organisation schuf, mußte beseitigt werden. Und so fiel Bruner als ein Opfer des Kampfes, der eigentlich zwischen der Reichs- und der preussischen Regierung iweibt. Delbrück hat nachgeben müssen, wie er ja auch bei der Frage über die Maßnahmen zur Bekämpfung der Reichssteuerung vor dem Landwirtschaftsminister kapitulieren mußte. Ob Bruner, der Gründer und erste Präsident des Aufsichtsamts, einen Bist von Delbrück erhalten hat, oder ob er vor den Anfeindungen Kapps zurückwich, weil er keine Unterstützung bei Delbrück fand, ist dabei gleichgültig.

Kapp selbst ist auch sonst nicht zurückhaltend in seinem Kampf gegen die „Deutsche Lebensversicherung“ der Reichsregierung. So enthält eine von ihm verfaßte Broschüre ja schwere Angriffe (was Kapp darin leisten kann, wissen wir ja von seinen Verleumdungen der Arbeiter-„Volkssfürsorge“), daß die Verwaltungen der ihm unterstellten Lebensversicherungsanstalten es nicht wagen, die Broschüre auszugeben. So ruht sie denn wohl

besüßelt in den Bureaus. Wir verstehen diese Kenglichkeit nicht. Der Landwirtschaftsminister wird ja wohl mit Vergnügen auch dieses Schriftstück als „Kette der Staatshoheit“ beden wollen.

Politische Uebersicht.

Der gereitete Kampf.

Zwei Tage lang hat es eine heimliche Kampfkrisis gegeben. Nur so wenigstens sind die Erklärungen zu verstehen, die „Kreuzzeitung“ und „Post“ in bemerkenswerter Uebereinstimmung loslassen und in denen dem Reichstagspräsidenten bescheinigt wird, daß die Konservativen zurzeit keine Veranlassung zu besonderer Unzufriedenheit mit ihm haben.

Ohne allen Zweifel handelt es sich hier um bestellte Arbeit. Dem Mann an der Spitze des deutschen Parlaments war es doch wohl zum Bewußtsein gekommen, daß durch die von stürmischer Zustimmung begleiteten Worte Scheidemanns in der Reichstags-Sitzung vom letzten Freitag seine Stellung ernstlich erschüttert sei. Aber er konnte sich doch nicht entschließen, ohne weiteres die Konsequenzen zu ziehen und den ihm neuer gewordenen Platz zu verlassen, und so sondierte er bei den Parteien der Rechten, wie er den Beifall, den ihre Mitglieder dem Angriff des sozialdemokratischen Redners spendet hatten, verstehen müsse.

Er konnte dabei von vornherein auf eine ihm günstige Antwort gefaßt sein, denn die Konservativen befanden sich in einer schwierigen Situation. So gern sie auch den Vertrauensmann der Fortschrittler vom Präsidentensessel befeitigen möchten, so konnten sie ihn doch mit Rücksicht auf ihre Reputation nicht wohl einem sozialdemokratischen Vorstoß zum Opfer fallen lassen.

Was also tun? — „Kreuzzeitung“ und „Post“ versuchen dreist und gottesfürchtig, es sei auf der Rechten überhaupt nicht Beifall gerufen worden, und beide Organe quälen sich außerdem noch ein paar Worte der Anerkennung und Sympathie für Herrn Kampf ab, der ja neuerdings bemüht sei, den Auffassungen der Konservativen über die Wahrung der Würde des Hauses zu entsprechen. Wörtlich sagt die „Kreuzzeitung“:

„Man mag über das jetzige Reichstagspräsidium sonst denken wie man will, so wird man doch anerkennen müssen, daß der Präsident Kampf sich besonders in letzter Zeit bemüht, Ausschreitungen sozialdemokratischer Redner entgegenzutreten.“

Die „Post“ aber ist naiv oder auch böshaft genug, das Verhalten des Präsidenten gegenüber sozialdemokratischen Rednern noch besonders zu unterstreichen:

„Es sei aber auch ausdrücklich bemerkt, sagt sie, daß das sichtbare und deutliche Bestreben des Herrn Präsidenten Kampf, dessen Persönlichkeit auch bei seinen politischen Gegnern volle Sympathie genießt, rednerische Ausschreitungen, insbesondere der Sozialdemokratie, einzuschränken, auf der Rechten volle Anerkennung und daher auch Unterstützung verdient.“

Das Wohlwollen der Rechten wird hier ausdrücklich mit der Parteilichkeit des Präsidenten begründet, aber Herr Kampf ist vollständig zufrieden und bleibt auf seinem Posten.

Als im Jahre 1903 die „Kreuzzeitung“ an der Amtsführung des Grafen Ballestrem — nebenbei aus Anlaß eines Konflikts, den dieser mit dem Gen. v. Boller gehabt hatte — leise Kritik übte, legte Graf Ballestrem sein Amt sofort nieder mit der Motivierung, daß er allem Anschein nach das Vertrauen einer der großen Parteien, die seine Berufung auf den Präsidentensessel herbeigeführt hätten, nicht mehr besitze. Scheidemanns Worte gaben Herrn Kampf deutlich genug zu verstehen, daß er das Vertrauen der größten der Parteien, denen er seine Wahl verdankt, sich zu verschätzen im Begriffe ist. Aber der Präsident von 1914 kommt nicht zu dem Entschluß seines Vorgängers von 1903, sondern ist beglückt und zufrieden, daß ihm seine Gegner ein besonders energisches Auftreten gegen die größte Gruppe seiner Wähler anerkennend bescheinigen.

Graf Ballestrem war ein reaktionärer Zentrumsmann, Herr Kampf aber ist ein Fortschrittler.

Begeisterte Journalisten.

Die deutschen Journalisten, die als Gäste der Hamburg-Amerika-Linie auf dem neuen Luxusdampfer „Vaterland“

eine Reise nach England machen dürfen, haben sich in der gehobenen Stimmung, die die ebenso kostenlose wie alanzende Verpflegung bei ihnen erzeugte, nicht enthalten können, Wilhelm II. mit einem begeisterten — möglicherweise sogar von ihnen selbst bezahlten — Guldigungstelegramm zu erfreuen. Dieses Dokument verdient, im Wortlaut genossen zu werden:

„Am heutigen Tage, an welchem das größte Schiff der Erde, geschmückt mit dem teuren Namen „Vaterland“, Deutschlands Ufer verlassen hat, um den Ruhm deutscher Arbeit weithin über das Meer zu tragen, gebenden die an Bord befindlichen Vertreter der deutschen Presse einmütig des Reiches Führer, unter dessen Regierung friedlich der stolze Kurs genommen wurde, den wir jetzt neuern. Der schön vorausblickenden Worte, mit denen Eure Majestät vor vielen Jahren den Deutschen die Zukunft wies, bestimmen wir uns jetzt in diesen Stunden und empfinden es gerade jetzt auf der ersten Ausfahrt der „Vaterland“ mit erhöhtem Bewußtsein, wie die von Eurer Majestät verheißene Zukunft nun anfängt, blühende Gegenwart zu werden. Daß Eure Majestät an Deutschlands Zukunft voll eines immer wachsenden Interesses rastlos mitgearbeitet haben, daß auch jetzt wieder Eure Majestät es sind, durch deren Einfluß der mächtigste Wettbewerb der deutschen Seefahrtsgesellschaften in friedliche Bahnen gelenkt wurde, und daß wir Eure Majestät in dieser Zeit großer und schwerer Arbeit als ersten und unermüdeten Arbeiter an unserer Spitze wissen, gibt dem ehrfürchtigen Gruß, den wir Eurer Majestät entbieten, und dessen freundliche Aufnahme wir erhoffen, lebendigen Inhalt und wirkliche Bedeutung.“

Landau. v. Eardl. Dr. Treß.“

Stilistisch betrachtet ein Gollimathias fürchterlichster Art. Aber wer will mit jemandem, der unter den Wirkungen eines köstlichen Festmahls steht, über den Stil rechten? Wir müssen uns schon an den „lebendigen Inhalt“ des ehrfürchtigen Grußes halten, für den, nebenbei gesagt, auch der Chefredakteur eines entschieden liberalen Blattes verantwortlich zeichnet. Dieser Inhalt aber kann einem die — Seefahrt zuziehen.

Die Besoldungsvorlage.

Dem Reichstag ist am Sonnabend der Kompromißantrag zur Besoldungsvorlage zugegangen. Danach soll dem Gesehenswerten ein § 8a hinzugefügt werden, der die Regierung verpflichtet, im Herbst 1915 einen Gesehenswerten vorzulegen, durch den mit Wirkung vom 1. Januar 1916 die Bezüge der gehobenen Unterbeamten bei der Reichspost um mindestens 100 M. aufgebessert werden.

Außerdem wird eine Resolution beantragt, in der der Reichstagsler ersucht wird, auch die in den Beschlüssen des Reichstags zweiter Lesung ausgesprochenen, aber durch das vorliegende Gesetz und die Vorlage von 1915 noch nicht erledigten Forderungen möglichst durchzuführen.

Aus einer Auslassung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ geht hervor, daß die Regierung dem Kompromiß zustimmt. Dagegen ist die Haltung des Zentrums noch sehr unsicher.

Ein Reichs-Einigungsamt.

Die „Zagl. Rundschau“ teilt mit, daß die Reichsleitung in eine Prüfung der Frage der Errichtung eines Reichs-Einigungsamtes eingetreten sei und geneigt scheine, den Wünschen des Reichstages in dieser Richtung zu entsprechen: Man gibt zu, daß die jetzt im Reichsamte des Innern zum Zwecke der Vermittelung zwischen Unternehmern und Arbeitern bestehende Einrichtung ihren Aufgaben nur unvollkommen genügen kann. Allerdings liegen auch Bedenken vor, die Wünsche des Reichstages ohne weiteres zu erfüllen, da durch die Schaffung einer besonderen Einigungsbehörde der Staat sich selbst in den Mittelpunkt wirtschaftlicher Kämpfe stellen würde. Man ist daher bestrebt, eine Form zu finden, die eine Verantwortung der Regierung ausschließt. Wenn die Vorschläge an den Reichstag gelangen werden, ist noch nicht abzusehen.

Ein Mißtrauensvotum der Duma.

Peteröburg, 16. Mai. In der Sitzung der Duma, die von 11 Uhr morgens bis 10 Uhr abends dauerte und dem Etat des Ministeriums des Innern gewidmet war, brachten die Okto-bristen einen Vorschlag ein, mehrere Kapitel des Etats um die Gesamtsumme von 768 000 Rubel zu kürzen, um gegen die Nichterfüllung der von der Duma 1913 ausgesprochenen Wünsche sowie gegen die allgemeine Politik des Ministeriums des Innern zu protestieren. Die Mehrzahl der Änderungsanträge

in irgendeinem Parlament ein Gesetz gemacht wird, wo Sie dann kuscheln müssen.“ meinte Knisslich dann. Da wurde ich aber fuchsig und sagte, daß das bei uns doch ganz was anderes sei wie mit die schwarzen Dulalas. Bei uns brauchen sich die Steuerzahler sowas nicht bieten zu lassen. Aber der knissliche Herr meinte höhnisch grinnend, mit der Dulala-Geschichte sei für die Hausbesitzer ein Präzedenzfall geschaffen worden und wir sollten nur zusehen, daß es uns nicht gehe wie den schwarzen Landsleuten oder auch wie den Polen, wo man ja auch gefällig entleihen kann.

Die Geschichte hat mich aber nachdenklich gemacht und ich habe am Abend gar nicht einschlafen können. Man kennt sich heutzutage gar nicht mehr aus.

Aber nicht wahr, Sie glauben auch nicht, daß so etwas bei uns möglich ist. Denn daß aus Ihren Hirnverbrennten Expropriationsideen nichts wird, dafür werden alle haatberhaltenden Männer von Jagow bis Theodor Wolff schon sorgen.

Und dann ist noch etwas, wo ich mich nicht mehr auskenne. Als voriges Jahr die Hochzeit von unserer Prinzessin war, wo jetzt braunschweigische Landes- und Familienmutter ist, da war auch der Jar von Rußland da. Und wir haben bei der Einholung in der Königgräfer Straße gestanden und uns die Hüdnereien breit-treten lassen und Hurra gerufen. Und es stand auch in Lokal-anzeiger zu lesen von dem innigen Freundschaftsverhältnis zwischen S. M. und dem Jarzen, was auch die beiden Nationen verbindt. In der letzten Zeit heißt es aber nun wieder, Rußland sei deutschfeindlich. Und es war wirklich auch ganz erbärmlich, wie sie in Bern die drei deutschen Luftschiffe behandelt haben. Und die haben vorm Jahre vielleicht auch mit unter den Linden gestanden und bei der Ankunft des Jaren Hurra gerufen. Andererseits hat dann der Reichstag wieder das Gehalt für einen deutschen Militärbevollmächtigten beim Jaren bewilligen müssen von wegen die so viel gerühmte Freundschaft zwischen die beiden gekrönten Häupter. Nichtsdestotrotz habe ich vorige Woche wieder im Wehrverein und Kriegerverein Reden gehört, daß unser Verhältnis zu Rußland gespannt sei und daß wir noch viel mehr gegen Rußland rüsten müßten. Andererseits hinwiederum habe ich gelesen, daß wir auf unren deutschen Wertten Kriegsschiffe für Rußland bauen, wo doch unser Feind sein soll. Weiter hat uns Herr General Reim in seinem Vortrag erzählt, daß die russischen Sozialen und Karmüden auch heute noch wilde Barbaren sind, wo Stearinzerzen fressen und Brennspiritus saufen und daß eine russische Invasion eine fürchtbare Gefahr für unser schönes deutsches Vaterland sein soll. Dem-

wurde mit der geringen Mehrheit von 148 gegen 144 Stimmen an genommen. Für die Kürzung der Kredite stimmten die Opposition, der Polenklub sowie die erdrückende Mehrheit der Okto-bristen, dagegen stimmten die Rechte, die Nationalisten und ein kleiner Teil der Okto-bristen. Schließlich wurde mit einer Mehrheit von 186 gegen 95 Stimmen eine von den Okto-bristen vorgeschlagene Uebergangsformel angenommen, welche besagt: Da das Ministerium des Innern systematisch die Wünsche der gesetzgebenden Institutionen ignoriert, hält die Duma es für nützlich, irgendwelche neue Wünsche auszusprechen. Sie findet, daß die Politik des Ministeriums des Innern die Ungenugriedenheit der breiten Massen der Bevölkerung hervorruft, zur Verstärkung regierungsfindlicher Stimmungen beiträgt und die Durchführung des in Allerhöchsten Manifesten offenbarten kaiserlichen Willens hindert. Dies schwächt die Macht Rußlands und bedroht das Reich mit unübersehbarem Schaden. Die Duma richtet die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Gefahr einer derartigen Politik.

Die sozialen Ursachen des Geburtenrückganges.

Die Herzliche Gesellschaft für Sexualforschung veranstaltete am Sonnabend im Langenbeckenhaus einen Vortragabend über die Frage des Geburtenrückganges, und was da von Männern der Wissenschaft, unbekümmert um die Wertung der Ergebnisse, dargelegt wurde, war eine volle Rechtfertigung derjenigen, die den Geburtenrückgang in der Hauptsache auf ökonomische und soziale Ursachen zurückführen. Wenn der erste Referent, der Nationalökonom Professor Dr. Franz Eulenburg-Leipzig, als eine der wichtigsten Ursachen auch eine verminderte Fortpflanzungsfähigkeit, namentlich in den Ständen der Beamten, freien Berufe usw. bezeichnete, so ist in einer solchen physiologischen Frage gewiß der Arzt von größerer Autorität, und der zweite Referent, Professor Dr. A. Grotzahn-Versin, bestritt denn auch diese Behauptung um so entschiedener, als sich derartige Konstitutionsveränderungen erst in viel längeren Zeiträumen entwickeln als in den paar Jahrzehnten, seitdem die Geburtenzahl bei den Kulturvölkern zu sinken beginnt. Viel bemerkenswerter war schon der Hinweis Eulenburgs auf die hohe Säuglingssterblichkeit in Deutschland, die nur noch von dem in der Volkserhebung wie in der Kinderpflege gleich barbarischen Rußland übertroffen wird. Es wurde übrigens in der Diskussion nachher mit Recht betont, daß das immerhin zu verzeichnende Sinken auch der Kindersterblichkeit in Deutschland nie und nimmer dem bisherigen Säuglingsschutz des Staates, der Gemeinden und Vereine zu verdanken ist, wohl aber der größeren Pflege und Wohlfahrt, die auf das einzelne Kind in weniger kinderreichen Familien entfallen kann. Aber, um es nicht übersehen zu lassen: die Säuglingssterblichkeit in Deutschland ist immer noch die größte in allen Kulturstaaten! Wer denkt da nicht an unsere Oberpatronen am Bundesratstisch, auf der Rechten, in der Mitte und weit hinein nach links, die im Vorkriegsjahr 1911 bei der Beratung der Reichsversicherungsordnung alle unsere Anträge auf besseren, wirklichen Mütter- und Säuglingsschutz glat ablehnten — um jetzt über den des Vaterlandes Stärke bedrohenden Geburtenrückgang zu jammern!

Bekanntlich ist die ganze Aufregung hervorgerufen worden durch die Tatsache, daß seit kurzem der deutsche Volkserhebung verbürgende Rückgang der Sterblichkeit anfängt langsamer zu werden als das Tempo, in dem die Geburtenzahl seit Jahren abnimmt. Eulenburg wies zahlenmäßig nach, daß diese von der Regierung und den konservativ-liberal-nationalliberalen Parteien besonders beklagte Erscheinung ganz genau gleichzeitig mit der großen Verteuerung der gesamten Lebenshaltung des deutschen Volkes seit 1906 — also seit dem Inkrafttreten der Eulowischen Handelsverträge begann. Als die Arbeitervertreter im Reichstag sich dem Buhersolltarif widersetzt, wurde ihr Widerstand gegen die „bewährte nationale Wirtschaftspolitik“ durch einen elenden Rechtsbruch brutal niedergewühlert. Nicht geht sich, wer damals die nationalen Interessen vertreten und wer sie an den Geldsak der Volksausbeuter verraten hat!

Auf die raffentheoretischen Ausführungen Dr. Grotzahn's hier einzugehen, besteht um so weniger eine Notwendigkeit, als er selbst bemerkte, daß ihr Bekanntheit und schon gar ihr Folgtwerden erst in den kleinsten Anfängen steht.

gegenüber habe ich im „Verl. Tagebl.“ einen Artikel von Herrn Professor Sombart gelesen, wo doch eine große wissenschaftliche Autorität ist, daß die Russen viel anständiger, gemüthlicher und komplizierter sind wie die rauhen Berliner. Und Herr Theodor Wolff hat seinerzeit von dem russischen Minister Popowoz und wie der Mann sonst hieß auch einen großen Lobespsalm gemacht.

Nun frage ich Sie, wie reimt sich das alles zusammen? Was ist eigentlich richtig: sind die Russen unsere Feinde oder sind sie eine befreundete Nation? Und wenn wir gegen sie noch mehr rüsten müssen, warum bauen wir für sie Kriegsschiffe? Ja muß schon sagen, die Politik wird immer komplizierter und als einfacher Bürger findet man sich kaum noch zurecht.

Darum kann ich auch nicht verstehen, warum sich Ihr Genosse Scheidemann so ruppig gegen den ehrwürdigen Reichstagspräsidenten Herrn Kampf benommen hat, wo er doch mal eine Zeilung bei ihm Vizepräsident gewesen ist. Eine ganz ungehörige Schnoddrigkeit von Herrn Scheidemann war es aber, daß er den früheren Zentrums-führer, Grafen Ballestrem, als Reichstagspräsidenten gegen Herrn Kampf herausstrich. Herr Kampf ist Mitglied der Fortschrittspartei und er und wir alle haben doll und ganz und unentwagt auf unsere Fahne geschrieben: „Gegen den schwarz-blauen Fled!“

Und überhaupt darf man das mit den Ordnungsen des Herrn Kampf nicht so tragisch nehmen. Der Herr will unparteiisch sein und auch Rücksichten nehmen. Erstens verkehrt er in den besten Kreisen und zweitens hat er zwei Schwiegeröhne, wo Offiziere sind. Wenn er da alle sozialdemokratischen Schnoddrigkeiten würde durchgehen lassen, könnte man ihn und seine geehrte Familie bei Gesellschaften und so schiel ansehen. Und dem braucht sich ein Mann wie Herr Kampf wahrhaftig nicht auszuweichen. Am allerwenigsten um der roten Kroketeer willen. Sagen Sie also bitte Ihren roten Freunden im Reichstage, daß sie den ehrwürdigen Greis auf dem Präsidentensessel in Zukunft in Ruhe lassen.

Indem ich hier eine warme Lunge für meinen Parteifreund Kampf gebrochen habe, glaube ich, daß meine Freunde im Bezirkverein mit diesen Artikel in Ihrem Heftblatt nicht übersehen werden.

Damit ich verbleibe

mit der Ihnen gebührenden Hochachtung.

Friedrich Wilhelm Schulze,
Rentier und Hausbesitzer.

Erst.

Wochenfilm.

Berlin NO., 16. Mai 1914.

Sehr geehrte Redaktion.

Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen auch wieder einmal schreibe. Indem daß ich als Ihr geschätzter Mitarbeiter monatelang nichts habe von mir hören lassen. Aber meine Freunde sind schuld daran. Im Bezirkverein nämlich. Die sagten, daß es eines anständigen Bürgers unwürdig sei, in einem solchen Blatte wie dem Ihrigen zu schreiben, wo doch schon das „Berliner Tageblatt“ dieser Tage schrieb, daß Sie Revolverjournalist machen. Und wo doch im Reichstage die Redner von Ihrer Kultur unsern lieben Herrn Kampf immer so prononcieren, damit daß er ihnen Ordnungsruhe gibt. Was er denn auch auf Teufel komm raus tut.

Darum habe ich so lange nicht geschrieben, wenn es mich auch manchmal in die Fingerippen gekriebelt hat. Apropos gekriebelt! Wie geht es denn eigentlich Ihrem konservativen Kufst im Sanatorium? Hilft die Kaltwasserkur oder ist er unheilbar? —

Wenn ich das Gegenwärtige an Sie richte, so deshalb, weil ich nie nicht mehr recht auskenne. In die letzten politischen Vorgänge nämlich. Da weiß man schon gar nicht mehr, was gebauen oder gestochen ist. Da ist zum Beispiel die Dulala-Geschichte. Da hat man zu hören gegriegt, daß die schwarzen Kerle enteignet werden müßten im Interesse des Staates und unserer schönen Römerner Kolonie und von wegen der Gesundheit unserer weißen An siedler da drüben. Und alle sind im Reichstage dafür gewesen, auch meine hochgeschätzten Abgeordneten von der Fortschrittspartei.

Nun spreche ich dieser Tage mal am Stammtisch mit Herrn Oberlehrer Knisslich darüber. Das ist nämlich der, wo für sein Leben gern andere reinigt. Der meinte, das war eine sehr saule Affäre, das mit der Dulala-Enteignung. Da müßte man vorsichtig sein. „Sehen Sie, Herr Schulze,“ sagte er, „wenn man jetzt herkäme und sagte, Herr Haus und die anderen Häuser in der Waisenstraße wären ungesund und eine hygienische Gefahr für die Einwohner und man braucht auch das Terrain für öffentliche Gebäude. Und man sagte Ihnen: Sie kriegen für Ihre Bude so und soviel und dann weg mit dem Dings. Was würden Sie dann dazu sagen?“ „Das würde ich mir einfach nicht gefallen lassen oder die Stadt müßte anständig dafür bedien. Ueberhaupt, wo wir doch Rechtschaff im Hausbesitzerverein haben,“ sage ich. „Ja, wenn dann aber

Aus der Diskussion seien die nach jeder Richtung hin bemerkenswerten Ausführungen Professor Dr. A. Blaschko kurz wiedergegeben:

Die Geschlechtskrankheiten, die die Fortpflanzung hindern oder vermindern, haben im letzten Jahrzehnt, in dem der stärkste Geburtenrückgang zu verzeichnen ist, nicht stärker zugenommen als sonst. Der Geburtenrückgang ist also gewollt. Die weite Verbreitung der Geschlechtskrankheiten (die Schädigung des Redners ergibt erschreckend hohe Zahlen) hat die gleichen Ursachen, die auch die Fruchtbarkeit der Ehen vermindern und kann daher nur durch Bekämpfung der ökonomisch-sozialen Ursachen vermindert werden. Diese Ursachen sind: die spätere Eheschließung und die Veränderung der Struktur der Familie, die früher eine Produktionsgemeinschaft war und jetzt eine reine Konsumtionsgemeinschaft ist; früher war jedes neue Kind ein neuer Helfer, jetzt ist es ein Eifer mehr! Wer also die Fruchtbarkeit in den Familien vergrößern will, muß großzügig Prämien an kinderreiche Familien gewähren können. Das hochgepriesene, unergiebliche, weltberühmte „Kinderprivileg“ der preussischen Einkommensteuer mit seinen 20. oder 30-Mark-Prämien wurde von allen Rednern verächtlich beiseite geschoben. Nicht eine Heilmittel-Steuerpolitik kann hier helfen, sondern nur, daß man der Familie einen großen Teil der Last abnimmt, die heute Kinder für unglückliche Familien bedeuten. Das wird nur durch grundsätzliche wirtschaftliche Veränderungen möglich sein, eine einfache Mutterschaftsversicherung allein ist es auch nicht. Zu den notwendigen Maßnahmen werden wir aber erst kommen, wenn es den maßgebenden Kreisen sehr beizulegen ist, wenn der Geburtenrückgang so stark geworden ist, daß sie Angst bekommen, z. B. um die Aufrechterhaltung unserer politischen Stellung.

Professor Blaschko schloß mit den Worten, daß an die Stelle des heute bestehenden Interesses der einzelnen Familie, sich möglichst klein zu erhalten, die Gewährung wirklicher und ausreichender Vorteile an kinderreiche Familien treten müßte, wenn man dem so sehr besagten Geburtenrückgang ernstlich zu steuern versuchen wolle.

So, und jetzt können die Blätter und die Redner der Junter und Heiligen wieder mit der „Unfruchtbarkeit“ und „Glaubenslosigkeit“ kommen!

Eine Greisin von einem Einbrecher ermordet.

Ein schweres Verbrechen wurde Sonnabend nachmittag im Nordosten der Stadt entdeckt. In dem Hause Weberstraße 15a wurde die am 25. Juli 1837 zu Glogow in Rußland gebürtige Altmosenempfängerin Julie Kahler, geborene Giesmann in ihrer Stube ermordet aufgefunden. Die Aufnahme des Leichens durch die Polizei ergab jedoch, daß kein Selbstmord vorliegt, die alte Frau vielmehr von einem Einbrecher ermordet und dann, um einen freiwilligen Tod der Greisin vorzutäuschen, mit einem Strick um den Hals am Bettpfosten gebunden worden ist.

Die alte Frau war seit Freitag nicht mehr gesehen worden. Blutsnachbarn machten der Polizei Mitteilung. Beim Öffnen der Wohnung, die nach am Sonnabend erfolgte, ergab sich, daß in der sonst sauberen Wohnung ein wüstes Durcheinander herrschte. Spinde und deren Schubladen waren erbrochen, und die Kleidungsstücke und Wäsche herausgerissen und auf das Bett geworfen. Auch auf dem Fußboden lagen sie verstreut umher. Von der Greisin war zunächst nichts zu sehen. Erst als man die Wäsche und Kleider am Bett hochhob, fand man darunter die alte Frau

am Bettpfosten hängen.

Der ganze Befund ließ aber gleich erkennen, daß kaum mit einem Selbstmord zu rechnen sei und deshalb wurde sofort die Nordkommission benachrichtigt. Deren Feststellungen ergaben bald einwandfrei, daß ein Mord vorliegt und der Täter wahrscheinlich ein Einbrecher gewesen ist. Für einen gewalttätigen Tod der Greisin sprechen besonders drei Umstände: die Lage der Leiche, die über der Leiche gedeckten Kleider und Bürgemale am Hals. Frau Kahler lag mit dem Rücken zur Erde gewandt am Bettpfosten. Die Füße waren nach der Eingangstür gerichtet. Die Leiche war so befestigt, daß schon dieserhalb ein Selbstmord als ausgeschlossen gelten muß. Nun war über die Leiche noch der ganze Berg Kleidungs- und Wäschestücke aufgestapelt. Die Greisin hätte also, wenn sie Selbstmord begangen hätte, nach dem Erhängen alle Kleidungsstücke über ihren eigenen Körper decken müssen. Medizinalrat Dr. Hoffmann stellte sodann noch am Hals zwei Riefen fest, die nicht von dem Strick herrühren, sondern deutlich als Bürgemale zu erkennen sind. Daß

ein Einbrecher der Mörder

sein muß, geht nicht nur aus den durchwühlten Spinden und der großen Unordnung im Zimmer hervor, sondern auch aus einer anderen Feststellung. Als die auf demselben Platz wohnenden am Tage abwesenden Eheleute Gauslig am Freitagabend ihre Stube aufsuchten, machten sie die Entdeckung, daß ein Einbrecher während ihrer Abwesenheit dort gewesen war und, nachdem er die Tür mit einem Nachschlüssel geöffnet, die Schubladen erbrochen und durchwühlt, aber nichts mitgenommen hatte. Die Vermutung der Kriminalpolizei geht nun dahin, daß der Einbrecher, als er die Gausligsche Wohnung durchstöberte, von der Frau Kahler überrascht worden ist. Der Einbrecher stürzte sich nun auf die Wehrlose und würgte sie so lange am Hals, bis sie in seinen Händen starb. Dann schleifte er sie in ihre Stube und knüpfte sie, um einen Selbstmord vorzutäuschen, an dem Bettpfosten auf. Ehe er einen engeren, durchwühlte er dann noch deren Spinde und Schubladen nach Lergeld und riß hierbei die Kleidungs- und Wäschestücke heraus, warf sie über die Leiche und entfernte sich dann. Die Wohnungstür seines Opfers verschloß er noch von außen und nahm den Schlüssel mit. Die Kriminalpolizei nahm nach diesen Feststellungen die Ermittlungen nach dem Täter sofort auf. Bis jetzt führten sie leider noch zu keinem Ergebnis.

Der Polizeipräsident hat gestern auf die Ermittlung des Täters eine Belohnung von 1000 M. ausgesetzt.

Aus Groß-Berlin. Polizei und Kinderspiele.

Man hat unsere Zeit das Jahrhundert des Kindes genannt. Die Sorge um das Kind, seine Pflege, seine Erziehung ist zum Programm zahlreicher Vereine und öffentlicher Körperschaften geworden. Es werden Maßnahmen gegen die Säuglingssterblichkeit getroffen. Den Schulbesuchenden Kindern soll möglichst viel Gelegenheit zur Erholung und zum Spiel gegeben werden und die Schulentlassenen werden eifrig umworben, um sie durch Vorteile aller Art in nationale Bahnen zu führen zum Segen und zum Heil für Deutschlands Zukunft, für Kaiser und Reich. Soweit es sich um die der Schule noch nicht entwandene Jugend handelt, entstehen in der Großstadt viele Schwierigkeiten. Das Kind will spielen, muß spielen, das gehört zu

seinem Bedürfnis. Der Hausvater jagt die Kinder vom Hofe. Öffentliche Spielplätze sind knapp und auch nicht schnell zu erreichen. Nur Bürgersteig und Straße bleiben dem Kinde, wo es dem Spiel huldigen kann. Die Straße hat ihre Gefahren, aber was bleibt oft übrig?

So sehen wir denn in vielen Straßen die Kinder sich am harmlosen Spiel ergötzen, zur Freude aller Erwachsenen. Da auf einmal erscheint die Polizei. Vielfach geht der Schuhmann achtlos an den Kindern vorüber; aber nicht überall. Im 113. Polizeirevier in der Elbinger Straße ist das anders. Dort macht der Schuhmann auf spielende Kinder Jagd. In der wenig belebten Altensteiner Straße spielten am 12. Mai eine Anzahl Kinder Schlagball. Sie freuten sich, wenn der Ball hin und her flog. Da kam der Schuhmann. Verletzung der Straßenordnung vom 31. 12. 99 war das Verbrechen, dessen sich die Kinder schuldig gemacht haben sollten. Vier Schulkinder im Alter von über 12 Jahren wurden notiert.

Zunächst Mitteilung an Rektor und Lehrer ob des fürchtbaren Verbrechens. Dann Strafbefehl an die Kinder. Warum? Hören wir den Inhalt der Strafverfügung. Sie lautet:

„Sie haben am 12. Mai d. J., nachmittags gegen 7½ Uhr, mit mehreren Schülern in der Altensteiner Straße Schlagball gespielt, wodurch die Straßenpassanten belästigt und gefährdet wurden.“

Der Junge soll deshalb 2 Mark Geldstrafe zahlen oder einen Tag Haft verbüßen. Wir glauben nicht, daß es irgend jemand geben dürfte, der sich durch das Schlagballspiel belästigt gefühlt hat oder daß gar ein Straßenpassant gefährdet worden ist. Der Ball, mit dem gespielt wurde, war ein gewöhnlicher Großschußball. Sollte etwa gar der Schuhmann sich gefährdet geglaubt haben?

Die Jagd auf spielende Kinder scheint im 113. Polizeirevier eine besondere Spezialität werden zu sollen. In den letzten Tagen sind eine ganze Reihe Kinder notiert worden. Man will dort anscheinend die spielenden Kinder durch Schulkleute von der Straße gänzlich verdrängen.

Eine große Aufgabe: Schulkleute gegen spielende Kinder mobil zu machen.

Sollte es wirklich keine nützlichere Tätigkeit für Schulkleute geben, als sie gegen spielende Kinder zu verwenden?

Im nahen Friedrichshain passieren öfter Ueberfälle, im Böhmerwald haust seit einiger Zeit eine Einbrecherbande, die armen Leuten am hellen Tag die mühsam erworbenen Gegenstände aus den Wohnungen holt. Wäre die Jagd auf Spitzbuben und Gauner nicht lohnender und für die Allgemeinheit nützlicher als die Jagd auf spielende Kinder?

Ein Vater vom Sohn in der Notwehr erschossen.

Die unmensliche Behandlung, die der 48 Jahre alte Eisenbahnbeamte Karl Rostek seiner Frau und seinen Kindern seit vielen Jahren zuteil werden ließ, hat gestern Nachmittag dazu geführt, daß sein eigener Sohn in der Notwehr zur Waffe griff und den Vater durch drei Schüsse niederstreckte. Die Leiche des Erschossenen wurde von der Polizei beschlagnahmt und dem Schauhaus überwiesen, der Täter wurde einstweilen in Haft genommen.

Der Eisenbahnbeamte Rostek wohnte mit seiner Frau seit Oktober im Hause Grünholzer Straße 50. Zur Familie gehörten zwei Kinder, eine 20 Jahre alte Tochter und ein 23 Jahre alter Sohn, der als Hausdiener arbeitete. Rostek war schon seit 26 Jahren am Lehrter Bahnhof beschäftigt, und zwar als Willeinnehmer. Schon seit 15 Jahren trank er stark und mißhandelte in der Trunkenheit seine Frau und auch die Kinder in der schlimmsten Weise. Seitdem die Familie in der Grünholzer Straße wohnte, waren auch hier die Hausbewohner fast täglich Ohrschreien wüster Tuscheln. Wenn der Mann betrunken nach Hause kam, schlug er ständig auf Frau und Kinder ein. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag trank er wieder stark. Es kam zu neuen Szenen. Polizei wurde geholt, um zu helfen. Als diese erschienen, war der rohe Patron fortgegangen, um erneut zu trinken. Als er nach Hause kam, ging er mit einem Knüttel auf Frau und Sohn los. In dieser Situation griff der verzweifelte Sohn nach dem Revolver, den er schon lange besaß, und feuerte in der Notwehr einige Schüsse ab, die den Vater in die Brust trafen. Rostek starb bald darauf. Der bedauernswerte Sohn suchte nun die Waffe gegen sich selbst zu richten, wurde aber daran verhindert. Die Polizei nahm einstweilen den Sohn in Haft. Die Leiche wurde fortgebracht.

Schwere Fleischvergiftungen im Südosten.

Im Südosten der Stadt sind etwa 20 Personen, Männer, Frauen und Kinder, unter schweren Vergiftungserscheinungen erkrankt. Als Ursache wird der Genuß von Schabefleisch angegeben, das von ein und demselben Fleischer gekauft worden ist. Der in der Zeughofstraße 19 wohnende Schlächtermeister Skozentma, der in Frage kommt, gibt an, daß er am vergangenen Dienstag von einem Großschlächter, von dem er immer bezieht und dessen Fleisch bisher noch zu keinem Tadel Anlaß gegeben habe, drei Viertel Rind gekauft habe. Zum größten Teil habe er das Fleisch so verkauft und dann am Donnerstag von einem kleineren Teil Schabefleisch gemacht. Ihm sei bei der Zubereitung nichts aufgefallen und er glaube auch jetzt noch, daß es nicht schädlich gewesen sein könne. Nachdem gestern bei der Kriminalpolizei Meldung von den Erkrankungen einlief, beschlagnahmte diese den Rest des Schabefleisches, um es untersuchen zu lassen.

Tödlicher Unfall auf der Untergrundbahn.

Ein schrecklicher Unfall mit tödlichem Ausgang hat sich Sonntag nachmittag auf dem Untergrundbahnhof Klosterstraße ereignet. Als ein vom Bahnhof Spittelmarkt eintreffender Nordringzug in die Halle einfuhr, stürzte ein unbekannter etwa 30 Jahre alter Mann, der anscheinend einen Schwächeanfall erlitten und der dicht am Vordrand des Bahnsteiges gestanden hatte, auf die Schienen hinunter. Obwohl der Zugführer den Vorfall noch im letzten Augenblick bemerkt hatte und die Notbremse in Bewegung setzte, war es nicht mehr möglich, den Zug zum Stehen zu bringen. Der Verunglückte wurde überfahren und auf der Stelle getötet. Die Leiche des Unbekannten wurde von der Polizei beschlagnahmt und nach dem Schauhaus gebracht.

Vom Bruder erstochen.

Eine schreckliche Entdeckung machte gestern Abend die Witwe Caspar aus dem Hause Franzlauer Allee 202. Die Frau wohnt dort im ersten Stockwerk des Seitenflügels mit ihren Kindern. Während sie mit einigen gestern nachmittag nach dem Friedhof ging, um das Grab des erst kürzlich verstorbenen Vaters zu schmücken, blieben die 15 und 18 Jahre alten Söhne Franz und Alex zu Hause. Als die Mutter nun gegen Abend heimkehrte, fand sie jüngeren Sohn Franz erstochen auf. Der ältere Bruder, wohl ohne Zweifel der Täter, gab über die Tat keine bestimmte Auskunft. Die Mutter benachrichtigte das 98. Polizeirevier, das daraufhin Alex Caspar festnahm. Dieser gab hier in einem eingehenden Verhör zu, daß es wohl möglich sei, daß er den Bruder erstochen habe, es müsse dann im Streit gekommen sein. Der Verhaftete war betrunken

und scheint auch die schwere Wut in der Trunkenheit ausgeführt zu haben. Das Instrument, mit dem er dem Bruder den tödlichen Stich ins Herz beigebracht hat, besaß er jedoch nicht, es konnte auch in der Wohnung nicht gefunden werden.

Zwei Personen bei einer Explosion verunglückt.

Schwere Verbrennung erlitten bei einer Explosion in dem chemischen Laboratorium für Handel und Industrie in der Bülowstraße 96 der 27 Jahre alte Chemiker Dr. Todoley aus der Genthiner Straße und der 34 Jahre alte Arbeiter Paul Forster aus der Kneipestraße in Neukölln. Die Explosion trat ein, als Dr. Todoley mit Aceton harzarmen Kunststoff herstellen wollte. Es entwickelte sich eine gewaltige Stachflamme, von der beide Personen getroffen wurden. Die Verunglückten wurden sofort in das Elisabeth-Krankenhaus gebracht. Die Explosion hatte auch einen Brand verursacht, der die Einrichtung des Laboratoriums fast vollständig zerstörte. Die Feuerwehr hatte längere Zeit Wasser zu geben, um die Gefahr zu beseitigen. Auf welche Ursachen die Explosion zurückzuführen ist, bedarf noch der Aufklärung.

Für 46 000 Mark Wertpapiere beschlagnahmte die Kriminalpolizei gestern mittag in der Wohnung des Schlossers Paul Rothe in der Fürstendörfer Straße, der mit seiner Geliebten, einer Fabrikarbeiterin Betschel, und einem Freiseur Anastasus Janitsch, der in der Friedenstraße wohnte, festgenommen wurde. Wie es scheint, rührte sie aus einem Rassenbruch her, der vor einigen Tagen in Schlesien verübt worden ist. Ob Rothe und Janitsch die Einbrecher sind, bedarf ebenfalls noch der Nachprüfung.

Keine Nachrichten. Eine Razzia durch den Treptower Park hat die Polizei in der Nacht zum Sonntag vorgenommen und eine Anzahl Personen in Haft genommen, die wohnungslos waren. — In der Nähe des Kaiser-Wilhelm-Turms im Grunewald stürzte sich eine junge Dame in selbstmörderischer Absicht in die Fluten der Havel und rang mit den Wellen. Mehrere Herren, die in der Nähe weilten, sprangen der Lebensmüden nach, und es gelang ihnen auch nach längeren Bemühungen, das junge Mädchen, das inzwischen untergegangen war, zu retten. Wiederbelebungsbemühungen, die nun vorgenommen wurden, waren von Erfolg gekrönt. Die Lebensmüde, die nach dem Charlottenburger Krankenhaus gebracht wurde, ist die Tochter eines Fabrikanten aus Charlottenburg. Das Motiv ist in die Obhut der Polizei übergeben.

Weiterausichten für das mittlere Deutschland bis Dienstag: Zunächst trocken, ziemlich heiter und warm. Später im Süden und Osten härtere Bewölkung, vereinzelt etwas Regen mit geringer Abkühlung.

Aus aller Welt.

Schwere Unfälle beim Prinz-Heinrich-Flug.

Der erste Tag des Prinz-Heinrich-Fluges hat eine Reihe schwerer Unfälle im Gefolge gehabt. Ein Offizier wurde getötet, mehrere andere schwer verletzt.

Von den 24 Fliegern, die Sonntag früh 4 Uhr in Danzstadt starteten, trafen nach der ersten Etappe auf dem Flugplatz Reblitz 19 Flieger ein, von denen 17 bald nach Köln weiterflogen. Das Flugzeug 19 stürzte bei Drennau im Schwarzwald ab. Der Führer, Leutnant Balz, blieb unverletzt, dagegen verbrannte der Beobachter, Leutnant Müller, vom Bayerischen Infanterieregiment Nr. 8. Das Flugzeug 16 stürzte bei Gernsbach im Schwarzwald ab. Der Führer, Leutnant von Hildebrand, und der Beobachter, Leutnant Müller, blieben unverletzt. Der Apparat wurde vollkommen zerstört. Auf der Hinfahrt nach Köln wurde das Flugzeug 8 unter der Führung von Leutnant Pfeiffer vom Fliegerbataillon Nr. 1 in der Nähe von Wiesbaden zur Landung gezwungen. Der Flieger Stöffler mußte im Launus wegen Benzinrohrbruchs eine Notlandung vornehmen. Bei Mainz stürzte das Flugzeug 6 ab. Der Führer, Oberleutnant Kolbo vom Infanterieregiment Nr. 97, blieb unverletzt, dagegen wurde Leutnant Rohde vom Infanterieregiment Nr. 7 verletzt.

Eine Fürstenfamilie im Obdach.

Wie der Wiener „Zeit“ aus Budapest gemeldet wird, hat dort der Sohn des verstorbenen Erzherzogs Ernst mit seiner Familie im Asyl für Obdachlose Zuflucht gesucht, weil er aller Mittel beraubt ist und keine Wohnung mieten kann. Wegen seiner Erbschaft liegt der bedauernswerte Fürstensohn mit dem kaiserlichen Oberhofmeisteramt in Streit.

Der traurige Fall ihres Standesgenossen sollte die Fürstlichkeiten lehren, daß sie sich auch im eigenen Interesse gegen eine weitergehende Volksfürsorge nicht sträuben sollten, wie es eben im bayrischen Reichsrat hinsichtlich der Arbeitslosenfürsorge geschehen ist. Arbeitslosigkeit kommt in fürstlichen Kreisen heute schon nicht selten vor. Einstweilen zieht sie bei Fürstlichkeiten allerdings allgemein noch keine Mittellosigkeit nach sich. Aber diese läßliche Folge kann im Laufe der Zeit auch bei ihnen allgemein werden — heute haben nur die ungeschickten und „standesunwürdigen“ Fürstlichen Kinder darunter zu leiden —, und dann würden gerade sie von einer solchen Fürsorgeeinrichtung oftmals profitieren können, inwiefern dann im Herrscherberuf allgemein Arbeitslosigkeit herrschen und auch die gegenseitige Unterstützung, die sogar jetzt schon dem armen österreichischen Erzherzogsohne verweigert bleibt, allgemein wegfallen würde.

Kleine Notizen.

Selbstmord um 20 M. Vor einem Kölner Schöffengericht wurde am Sonnabend ein Arbeiter wegen einer Lappalie zu 20 M. Buße verurteilt. Der Mann ließ sich nach dem Urteilspruch ein Messer im Gerichtsgebäude ins Herz und war nach wenigen Augenblicken tot.

Die Flucht aus dem Harem. Wie aus Triest gemeldet wird, ist dort an Bord eines aus der Levante kommenden Mahddampfers „Leopold“ die Tochter Jzset Paschas eingetroffen, die mit Nagha Pascha verheiratet ist. Wegen angeblicher Mißhandlungen sei sie aus dem Harem ihres Gatten entflohen und habe sofort nach ihrer Ankunft um den Schutz der österreichischen Behörden gebeten.

Letzte Nachrichten.

Glänzender Wahlsieg in Mülhausen.

Mülhausen i. Elz, 17. Mai. Privattelegramm an des „Vorwärts“. Bei der heutigen Gemeinderatswahl der Stadt Mülhausen wurden 18 Sozialdemokraten gewählt. Die Partei hat damit 10 neue Mandate erobert. Eine Reihe von Nachwahlen sind noch erforderlich.

Gemeindevahl in Zabern.

Strasbourg, 17. Mai. In Zabern wurden fünfzehn Kandidaten der unabhängigen bzw. der vereinigten bürgerlichen Parteien gewählt. Darunter wurden wiedergewählt u. a. Bürgermeister Knäppler und Buchdruckereibesitzer Wiebcke. Neun Nachwahlen sind erforderlich.

Theater.

Montag, 18. Mai 1914.

Anfang 5 Uhr.

Vollge-Theater. Kino-Varieté.

Anfang 6 1/2 Uhr.

Eines Rollendorf-Theater.

Histoire d'un Pierrot.

Anfang 7 Uhr.

Deutsches. Othello.

Deutsches Opernhaus. Die Meister-
singer von Nürnberg.

Anfang 7 1/2 Uhr.

Kgl. Opernhaus. Margarete.

Kgl. Schauspielhaus. Die Jour-
nalisten.

Kofe. Philippine Weller.

Anfang 7 3/4 Uhr.

Metropol. Die Reise um die Welt
in 40 Tagen.

Anfang 8 Uhr.

Irania. Zum Hochzeit der Jung-
frau.

Leitung. Paganini.

Kammertheater. Der Enob.

Deutsches Künstler-Theater.

Der Hund der Solbierinnen.

Berliner. Wie einst im Mai.

Königsgräber Straße. Mr. Du.

Theater des Westens. Rosenkranz.

Theater am Rollendorplan.

Der Jarbaron.

Kleines. Veltchen Gebert.

Thalia. Wenn der Frühling kommt.

Trianon. Die Kolbride.

Montis Operetten. Jung-England.

Lustspielhaus. Die spanische Fliege.

Schiller O. Ueber unsere Stadt.

1. Teil.

Schiller Charlottenburg.

Heiligenschild.

Kaffee. So die Liebe himmelt.

Reichshallen. Stettiner Säger.

Herrnsfeld. Ein Reinfal. Heut!

It übermorgen. Adria-Partie.

Wintergarten. Spezialitäten.

Alhambra. Otto Reutter.

Palast-Theater. Das Mirakel.

Circus Busch. Das Mirakel.

Anfang 8 1/2 Uhr.

Komödienhaus. Kammermull.

Revidenz. Ein Walzer von Chopin.

Friedrich. Wilhelmshäufisches.

Die Höcker-Ghisl.

Theater an der Weidenammer

Brüder. Der müde Theodor.

Walhalla. Die Dollarprinzessin.

Luisen. Ein seltsamer Fall.

Solles Caprice. Der Luftkammer.

Das Karnikel. Das Erdboden.

Voigt. Der Liebe Erwachen.

Anfang 9 Uhr.

Neues Volk-Theater. Frau

Barrens Gewerbe.

Admiralpalast. Am Tangosklub.

Anfang 9 1/2 Uhr.

Berliner Gispalast. Gispalast.

Amor auf Urlaub.

Eines Rollendorf-Theater.

Histoire d'un Pierrot.

Kochkunstausstellung „Die Küche im Mai“

Heute:
Vorletzter Tag:
Hervorragende Neuheiten.

Täglich 10—9 Uhr. Eintritt 50 Pf. Konzert 4—8 Uhr.

Clou



„O, meine Beine!“

So hört man oft klagen. Aber warum ermüden Sie so schnell? Weil Sie keine Absätze Continental tragen!

Lassen Sie sich raten und verlangen Sie vom Schuhmacher ausdrücklich die enorm haltbaren

Absätze Continental



Fordern Sie

Engel-Marke

wenn Sie Flaschenbier kaufen, dann erhalten Sie das gewünschte „Engelhardt“

„Caramel-Bier“

alkoholarm, pasteurisiert

Geschützt sind Sie vor Husten und Heiserkeit, Kaffarrn beim täglichen Gebrauch von **Wyper-Tabletten**. Vorrätig in allen Apotheken und Drogerien. Preis der Original-Schachtel M. 1.

Straussfedern und Pleureusen

Straussfedern Nr. 416, 50 cm lg.	5,00
Edelware	419,55
Edelware	604,50
Pleureusen	605,55
Pleureusen	500,25
Pleureusen	501,45
Pleureusen Nr. 502, 50 cm lang	9,50
504, 60	2mal geknüpft 17,50
505, 65	20,00

Paradies-, Kronen- u. Stangenreiherr billigste Preise
Sämtl. Reparaturen, wie kräusen, reinigen u. färben
Kl. Frankfurt Str. 25, 1
Capstadt, Straußfedernfabrik, Berlin, Telefon: Kpt. 2056.

Glas und Porzellan, Kaffeemaschinen, Kegel und Kegelkugeln.

H. Krüger, Berlin N. 54, Lothringer Str. 55.

Bekannt als beste und billigste Herren-Hüte

Radloff, Charlottenburg, Berliner Str. 51.

Sozialdemokratischer Wahlverein für den 6. Berliner Reichstagswahlkreis.

Am Montag, den 18. Mai, abends 8 1/2 Uhr:

21 Mitglieder-Versammlungen

in folgenden Lokalen:

1. Abt. Büttners Festhale, Schwedter Str. 23, kleiner Saal
2. „ Büttners Festhale, Schwedter Str. 23, großer Saal
3. „ Berolina-Säle, Schönhauser Allee 28, MittelSaal
4. „ Berolina-Säle, Schönhauser Allee 28, großer Saal
5. „ Glicke, Kopenhagener Str. 74
6. „ Sägmilch, Bornholmer Str. 7
7. „ Straß, Schönhauser Allee 134 b
8. „ Swinemünder Gesellschaftshaus, Swinemünder Str. 42
9. „ Doruffa-Säle, Ackerstr. 6/7
10. Abt. Nidel, Sussitenstr. 40
11. „ Oranienburger Festhale, Chaussee-straße 16
12. „ Artushof, Berleberger Str. 26
13. „ Roabiter Bürgerhale, Neuffelstr. 9
14. „ Roabiter Gesellschaftshaus, Wicel-straße 24
15. „ Brauerei Patenhofer, Turmstr. 25
17. „ Feibels Festhale, Kolberger Str. 23
18. „ Trautes Festhale, Wadstr. 19
19. „ Schmidt, Prinzen Allee 33
20. „ Nord-Palast, Kölliner Str. 8
21. „ Pharus-Säle, Müllerstr. 142
22. „ Sachon, Müllerstr. 136

Mitglieder-Versammlung der 16. Abteilung

am Mittwoch, den 20. Mai, abends 8 1/2 Uhr, bei Faute, Triftstraße 63.

Tagesordnung in allen Versammlungen:

1. Wahl der Delegierten zur Verbands-Generalversammlung.
2. Stellungnahme zur Tagesordnung der Kreis-Generalversammlung am 26. Mai und den vorliegenden Anträgen.
 - a) Antrag der 13. Abteilung: betreffend Teilnahme der Stadterordneten an den Kreis-Generalversammlungen.
 - b) Antrag der 20. Abteilung: Den Parteitag in Mitglieder-Versammlungen nach der Generalversammlung zu geben.
 - c) Antrag des Bezirks 704: Den Bericht in Bezirksversammlungen zu geben.
 - d) Antrag der Bezirke 736 und 737: Den Bericht vom Parteitag in mehreren Bezirksversammlungen zu geben.
 - e) Antrag des Bezirks 501: Die Wahl der Delegierten durch Urabstimmung erfolgen zu lassen und die Richterhaltung in Abteilungen zu geben.
 - f) Antrag des Genossen Rante: Die als Beisitzer gewählten Jugendgenossen an den Kreis-Konferenzen teilnehmen zu lassen.
 - g) Antrag des Genossen Rante: Bei § 21 der Ausführungsbestimmungen hinter Ziff. 4 zu setzen: zwei Vertreter der Beisitzer, welche in den Versammlungen der Jugendlichen gewählt werden.
 - h) Antrag des Genossen Böhler: Jede Woche im „Vorwärts“ eine Seite als Beilage für Stimmen aus dem Volk zu referieren.

Protell des Genossen Kleinjämldt.

Referenten sind: Für die 3. Abteilung Gen. Koblenzer, die 9. Abteilung Gen. Hetzschold und die 12. Abteilung Gen. Moses.

Mitgliedsbuch legitimiert!

Zahlreiche Beteiligung erwartet

Der Vorstand.

Deutscher Buchbinder-Verband.

Zahlstelle Berlin.

Dienstag, den 19. Mai 1914, abends 1/2 8 Uhr,

im großen Saale des Gewerkschaftshauses, Engelufer 15:

General-Versammlung.

Tagesordnung:

29/15

Lichtbilder-Vortrag

Die internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig 1914.

Referent: Herr Fritz Hansen, Fachschriftsteller.

2. Geschäfts- und Rassenbericht vom 1. Quartal 1914. 3. Verbandsangelegenheiten. 4. Verschiedenes. Die Versammlung wird pünktlich 8 Uhr eröffnet. Zahlreichen Besuch erwartet.

Die Ortsverwaltung.

Zirkus Busch.

Gastspiel des Deutschen Theaters
Direktion: Max Reinhardt.

Das Mirakel

Anfang 8 Uhr.
Vorverkauf an der Kasse des Deutschen Theaters, Zirkus Busch und A. Wertheim.
Preise der Plätze von 1—10 M.

Geschützt sind Sie vor Husten und Heiserkeit, Kaffarrn beim täglichen Gebrauch von Wyper-Tabletten.

Vorrätig in allen Apotheken und Drogerien. Preis der Original-Schachtel M. 1.

Stoffe

Kassanzüge, Paletots
Meter 4.-, 6.-, 8.- M.
Damen-Kostümstoffe
Meter 3.-, 5.-, 7.- M.
Original englische Stoffe
Meter 8.-, 10.-, 12.- M.
Loden für Pelerinen, Anzüge
Meter 2.-, 3.-, 5.- M.
Reste günstigste Kaufgelegenheit.
Tuchlager Koch & Seeland G. m. b. H.
Gertraudenstr. 20-21 vis-à-vis der Patrikirche.
Wanderkarten
hält stets vorrätig
Buchhandlung Vorwärts
Lindenstr. 69 (Caden)

Spezialarzt

f. Geschlechtskrankheiten, Harnleiden, Schwäche, Ehrlich-Hata-Kuren, Blut- und Harn-Untersuchungen.
Institute:
Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße.
Sprechst. 5-7, Sonntags 10-11.
Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr., Sprechst. 1/2 11-2 u. 1/2 8-1/2 10 U. abds., Sonnt. 11-1.
Für Frauen: 11-1 Uhr.
Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. Vorzögl. Dauererfolge, auch bei schwersten, veralteten Fällen. Keine Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.
Man verlange Broschüre gratis und franko per Post i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Institute während d. Sprechst. gratis erhält. Weitere Auskünfte i. d. Sprechst. kostenlos vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheurerlicher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.
Warnung
Ehrlich-Hata-Kur ohne Berufsstörung nach neuester, erfolgreichster Methode. (Siehe Broschüre.)
Mikroskop, und chem. Blut- und Harn-Untersuchung.

Erstes Spezialhaus für Gummimäntel

Herren-Mäntel: 14, 16, 19, 25, 30, 35, 40 Mark usw. □ □ □ Damen-Mäntel: 23, 25, 28, 30, 35 Mark usw.

Garantie für Wasserdichtigkeit von 25 Mark an.

Benedict Schwarzer, Berlin C., Dircksenstr. 36, Ecke Kaiser-Wilhelm-Str. 40.

Möbel-Boebel

Berlin C. Oranienstr. (Moritzplatz) №58
Spezialität: Ein- und Zweizimmer-Einrichtungen
Wohnzimmer M. 234, 294, 338, 381 | Speisezimmer M. 329, 380, 476, 554
Schlafzimmer M. 188, 290, 343, 423 | Herzzimmer M. 314, 372, 445, 565
Geöffnet 8-8 Uhr. Musterbuch F. gratis. Sonntags 8-10 Uhr.

Der Wahlsieg in Frankreich.



Jaurès: So Monsieur Chauvin. Nach dieser Operation wird Dir das Stänkern etwas vergehen. Die jenseits des Rheins werden es mit Deinem teutonischen Zwillingenbruder ebenso machen. Dann werden wir vor Euch Teufelspack Ruhe bekommen.

Neue Ballade von Winkelträh.

Es sprach der Fürst von Winkelträh:
 „Rein ist der Wald, so weit ich seh!
 Der Tannen Grün, der Buchen Pracht
 sind nur für Mich allein gemacht!
 Das edle Bild, der linke Has,
 sie alle dienen Reinem Spaß!
 Rein ist der Wald, so weit ich seh!
 Ich bin der Fürst von Winkelträh!
 Wohl hatten sich in schwachen Stunden
 die Ahnen Rein bereitgefunden
 dem Meß des Lands zu vermettieren
 in Unstrem Wald zu promenieren,
 und Lust zu schnappen, zu spazieren;
 das hat ein End! Wie resüfieren!“

Und der Gedanke ward zur Tat!
 Der Winkelträhler Kammerrat
 bracht Schilder an im ganzen Wald:
 „Dero Privatweg! Pöbel, halt!“

Die Untertanen, brave Leut,
 genügsam, voll Zufriedenheit,
 Die nahmen diese Schidung still
 als eines Mächt'gen weisen Will';
 Doch sprach der Landtag: „s duhd uns leid,
 's is ääne Ungefeslichgeid!“

Und drob der adlige Minister:
 „Rechd habb'r, aber — schweigen miß'r —“

Der Landtag sahte nun ein Herz:
 „Es duhd uns leid — doch, ohne Scherz,
 das Waldverbot, es hemunt wie nie
 de deire Fremden-Industrie!“

Ja, selbst die Sozis fallen ein:
 „Die Wege, die sind all gemein!
 Der hohe Fürst zieht zwei Willkionchen
 aus unjrem Wald, — ein nett Portionchen!
 Da gönnt er doch dem kleinen Mann,
 daß er im Wald — spazieren lann“

Ka, kurz und gut, — 's gab wirklich Streit — — —

„s is gäüsch de Gefeslichgeid“ —
 so murmelte in dumpfem Groß
 der Landtag, — hanger Sorgen voll;
 und der Minister, hochgerecht,
 her — kündigte! Und er tat recht!

Und seufzt: „s war nicht zu machen da
 gegen die Kamarillaja“

Nun blüh'n im Wald von Winkelträh
 Wegweiser auf, so weit ich seh — — —

Wegweiser, ach, — die keine sind! — — —

Dem lest mal ein verirrtes Kind
 die Aufschrift, hoffend, daß das Schild
 ihm von der Gegend gäb' ein Bild
 so lest es nur: „Meßs, pack dich! Schrumm!
 Der Weg ist — Dero Eigentumm!“

Schrecken.

Von Alfons Paquet.

Vielleicht wäre ich damals unter die Räder gekommen, wenn
 mich ein heilsamer Schreck nicht zur Besinnung gebracht hätte.
 Zweimal schlief ich im Asyl. Da man dort nach dem Namen nicht
 gefragt wird, so ging ich ruhig hin, aber öfter als dreimal darf
 man nicht kommen. Mit zwei andern Leuten war ich am zweiten
 dieser Abende unter den letzten gewesen, die man eingelassen hatte.
 Ueber unsere Drahtbettstellen standen die Nummern 691, 692, 693.
 Der eine war ein kleiner Anirps, ein Tischlergefelle. Wir
 waren vor dem Einschlafen miteinander befaant geworden. Er
 hatte uns, die wir mit den Gefächtern ihm zugewendet dalagen,
 zugestüffert, daß er seinem Vater fortgelaufen sei. Vor ein paar
 Tagen sei er aus Verneuchen gekommen und seitdem in der Stadt
 umhergezogen. Zuletzt mit einem alten Keel, einem früheren
 Metzgermeister. Uebrigens habe er vor, Schiffsjunge zu werden.
 Wir sollten doch morgen mit ihm nach Hamburg gehen. Darüber
 war er mit einem vergnügten Gesicht eingeschlafen und hatte an-
 gefangen zu schnarchen.

Der andere, im Bett Nummer 691, hatte mir erzählt, er sei
 früher Lederarbeiter gewesen und sei jetzt Kohlenträger. Er stand
 bis obenhin voll Jammer. Er habe eine Stellung, aber er getraue
 sich nicht mehr hinzugehen, weil er mit einem Kollegen in Streit
 geraten sei. Außerdem habe er seinen ganzen Lohn in der Kneipe
 gefasien, er könne seiner Wirtin das Schlafgeld nicht bezahlen.
 „Ich gehe mit nach Hamburg“, sagte er. „Gibt doch auf mich acht,
 daß wir in keine Kneipe kommen. Alles, nur das nicht!“

Ich hatte den beiden am Abend ein Beispiel geben können,
 das ihnen Eindruck machte. Beide hatten in ihren Schuhen schlafen
 wollen, denn es kam vor, daß einem hier in der Nacht die Schuhe
 gestohlen wurden. Ich aber hatte meine Schuhe ausgezogen und
 die beiden unteren Bettposten hineingeseht. Das machten sie mir
 nach. Ich hatte diesen guten Rat selber erst am Abend vorher in
 diesem Asyl von einem alten Aierl erhalten, der neben mir auf
 seinem Bett gefessen hatte und seine Stiefel mit nassem Zeitungspapier
 sorgfältig pakte und sie dann auf die beschriebene Art in
 Sicherheit brachte. Er war ein alter ehemaliger Herrschaftsdienner,
 mit Medaillen auf der Brust, mit Bartstoppeln auf den eingefallenen

Böden, mit einer schmutzigweißen Binde und hellgestreifter Weste.
 Er war früher einmal in Amerika gewesen.

Aber ich wollte ja von den beiden andern Leuten erzählen. Um
 vier Uhr morgens rih uns eine überlaute elektrische Schelle aus dem
 Schlaf. Das hieß sofort aufstehen, sich waschen und das Haus
 räumen. Wir fünfzig Mann im Saal erhoben uns fast gleichzeitig,
 mit uns alle die siebenhundert in den vierzehn Sälen an den Seiten
 des Ganges. Wir falteten unsere Dreißbeden zusammen und legten
 sie nach Vorschrift ans Fußende des Lagers. Dann gingen wir zu
 den Waschbeden. Es schellte noch einmal durch das ganze Haus.
 Das war das Zeichen, daß wir am Schalter der Küche anzutreten
 hatten. Dort bekam jeder ein altbackenes Bröckchen und einen Becher
 mit heißer Kaffeebrühe. fünf Minuten später standen wir wieder
 an der frischen Luft: das Tor wurde sofort hinter uns geschlossen.
 Einige kleine Trupps blieben noch beisammen, gerade so lange, als
 es dauerte, bis die wenigen, die im Besitze einer Zigarette oder eines
 Zigarrenstummels waren, sich Feuer geben lassen konnten. Dann
 verschwand alle wie spurlos in den kahlen, rein gefegten Straßen.
 Der Morgen war kalt und sonnig.

Ich war wieder mit dem Kohlenmann zusammen. Der Kleine
 lief wie ein Hündchen bald hinter uns, bald vor uns her und
 schwenkte seine langen Arme mit den großen Händen. Wir ver-
 spürten Hunger. Auf einmal war der Kleine verschwunden. Wir
 beiden gingen langsamer, doch ohne uns nach ihm umzusehen. Nach
 einer Weile war er wieder bei uns. Unter seiner Jacke hielt er
 einen weißen, mit blauen und roten Sternchen zierlich gestickten
 Sack voll frischer warmer Bröckchen. „Wenn das einer sieht!“ meinte
 der Kohlenmann erschrocken. Aber der Kleine verteilte rasch die
 Portionen und schob das leere Säckchen durch einen Gartenzaum.
 Dann, während wir gemächlich lauend weitergingen, meinte er:
 „Das muß für eine größere Familie gewesen sein.“

Wir gingen quer durch die ganze Stadt bis zur Jungfernsheide.
 Draußen legten wir uns ins Gras; der Tau war schon geschwunden,
 die Sonne machte warm. Gegen Mittag, als es anfang, heiß zu
 werden — es war im August —, sehten wir uns an den Kanal und
 betrachteten die Röhne, die vorüberzog. Auch Angler sahen da,
 und indem wir ihnen zusahen, verging die Zeit.

Als endlich die Schatten länger wurden, wurde es uns plötzlich
 klar, daß wir eilen mußten, um zeitig ins Asyl zu kommen, denn
 es wurde schon um sechs geschloffen. Es war noch so schön hier
 draußen. Da machte der Kleine den Vorschlag, entweder hier draußen
 im Freien zu übernachten oder in die Stadt zu gehen. Die Kaserne
 am Alexanderplatz sei im Abbruch. Dort könnten wir Quartier be-
 ziehen. Er hatte schon einmal dort geschlafen.

Wir überlegten nicht lange. Wir konnten nicht mehr den ganzen
 Abend hier draußen bleiben und eine endlose kalte Nacht. Der
 Kohlenmann fürchtete zwar, die Polizei werde uns in der Stadt aus-
 heben. Aber das sagte er erst, als wir schon unterwegs waren. Es
 war ziemlich weit bis zum Alexanderplatz. Doch wir wollten die
 Straßen sehen mit ihren blinkenden Läden, den Elektrischen, den
 Bogen und Gängen, wenn wir auch mitten in dieser großen leben-
 digen Lichtbewegung nichts als drei sehr bedenkliche Fußgänger
 waren.

Die Hezke gegen die Schwurgerichte.

Seit ein paar Monaten haben die Schwurgerichte wieder eine besondere Beachtung und Kritik in der Öffentlichkeit gefunden. Zuerst gab dazu die Freilassung der durch das Schwurgericht in Essen wegen Beihilfe bei der Ermordung ihres Mannes verurteilten Frau Hamm aus Eiferfucht Anlaß, dann die milde Beurteilung des früheren Reichstagsabgeordneten Grafen Nielzky von dem Schwurgericht in Weisitz und jetzt, in den letzten Tagen die Freisprechung jener Ledebame aus Berlin W.W., die ihren kapitalistischen Aushälter, als er sie, wie man sich in diesen Kreisen ausdrückt, abschleiben wollte, eine zärtliche Kugel in die Brust schob, die er heute noch als Andenken mit sich herumträgt.

Dieser letzte Fall aber hat die „Arenzzeitung“ und das „Berliner Tageblatt“ in gleichem Maße aufgeregt. Das eine Blatt spricht dabei von einer „drohenden Verwilderung der Rechtsprechung“, das andere von „aufschreienden Freisprüchen“. Man kann den Schmerz dieser Blätter verstehen, denn wenn solche Liebeschüsse künftighin weiter frei bleiben, ist nicht abzusehen, wieviel Leser der „Arenzzeitung“ und des „Berliner Tageblatts“ noch daran glauben müßten, daß die Beziehungen von Mann und Frau selbst heute in der kapitalistischen Prostitution nicht ausschließlich ein Warengeschäft darstellen. In diesem besonderen Fall verdient es auch weit eher ein Lob als einen Tadel, daß die Berliner Geschworenen und Richter sich auf den Standpunkt gestellt haben, daß jeder kapitalistische Lebemann ausstreifen soll, was er sich durch seine für Geld befriedigte Brunnst sonst noch eingebrockt hat. Man braucht nicht viel dagegen zu haben, wenn sich diese durchaus überflüssigen Drohnen gegenseitig niederknallen. Eine Lücke in der Welt der Arbeit hinterlassen sie meistens nicht, höchstens eine Lücke im Abonnentenstand der bürgerlichen Presse.

Die gesuchte Empörung der bürgerlichen Presse hat nun aber den sehr durchsichtigen Zweck, gegen die Schwurgerichte und gegen die Laiengerichte überhaupt scharfzumachen. In der langen Geschichte der deutschen Gerichtsverfassung sind die Laiengerichte immer, wie man weiß, den Reaktionen besonders auf die Nerven gefallen und von ihnen nur als Ausgebirten der Revolution betrachtet worden. Dieser Haß der Reaktion gegen die Rechtsprechung des Volkes durch werktätige Menschen des Volkes selbst ist ja allerdings auch durchaus begründet. Die Laienrichter können immerhin auch unter der gegenwärtigen Klassenherrschaft nicht so von dem wirklichen Leben, Denken und Fühlen des Volkes abgeschlossen werden wie die gelehrten Richter. Diese entstammen von vornherein einer besonderen Klasse der Bourgeoisie oder des Junkertums; sie werden während des Studiums und des Vorbereitungsdienstes eine besondere Klasse, die sich erst recht von dem lebendigen Leben des übrigen Volkes abschließt. Wenn deshalb auch die Geschworenen der Auffassung derjenigen Klasse unterstehen, aus der sie hervorgehen, so sind sie doch den berufsmäßigen Richtern schon heute vorzuziehen. Es muß nur immer mehr und mehr dahin gedrängt werden, daß auch Arbeiter zu Geschworenen und Schöffen herangezogen werden, und daß ihnen dadurch weder materieller noch beruflicher und ideeller Schaden entstehen kann. Wir wehren uns deshalb gegen die Geschworenengerichte nur insoweit, als sie allein aus den benutzenden Klassen einseitig zusammengesetzt sind, um über Arbeiter abzuurteilen. Von dieser in der Sozialdemokratie

immer anerkannten Auffassung ausgehend, hat denn auch der Parteitag in Mannheim im Jahre 1906 diese Frage entschieden. Genosse Haase, der damals das Referat hatte, sagte unter anderem:

„Gewiß kommen bei den Schwurgerichten Fehlsprüche vor, aber keinesfalls häufiger als bei den Strafkammern, mit dem Unterschied freilich, daß sie bei den Schwurgerichten eher zugunsten des Angeklagten, bei den Strafkammern eher zu seinem Nachteil erfolgen. Wir verkennen nicht, daß auch die Geschworenen sich nicht von ihren Klassenvorurteilen und ihren politischen Leidenschaften freimachen können, namentlich wenn sie vom Staatsanwalt gegen den Angeklagten geradezu aufgeschwärt werden. Aber ihr Vorzug besteht darin, daß sie dem Leben nicht fremd gegenüberstehen, daß sie von der handwerksmäßigen Routine freibleiben, daß sie den Angeklagten menschlich beurteilen und nicht nur in einen Strafgesetzsatzparagraphen einzwängen.“

Der Parteitag akzeptierte diese grundsätzliche und klare Stellungnahme seines Referenten und nahm eine Resolution an, in der wörtlich gefordert wurde: „Wahl der Richter ohne Unterschied des Geschlechts durch das Volk mittels des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts. Bis zur Durchführung dieser Forderung Aufrechterhaltung der Schwurgerichte und Erweiterung ihrer Zuständigkeit.“ Der Mannheimer Parteitag hatte sich damit nur, mit der notwendigen historischen Einschränkung, auf den Standpunkt des Kongresses von Gotha gestellt, der gerade dreißig Jahre vorher „freie Volksgerichte auf Grund des allgemeinen und gleichen Wahlrechts“ gefordert hatte und im übrigen die bis auf den heutigen Tag richtige grundsätzliche Meinung vertreten hatte, daß im Klassenstaat keine Form der Gerichtsverfassung Recht und Gerechtigkeit verbürgen kann. Er hatte damit nur sagen wollen, daß der Klassenstaat, notwendigerweise und objektiv gezwungen, nur Massengesetze und Klassenurteile erzeugen kann. Aber innerhalb des Klassenstaates sind, wie angedeutet und wie in Mannheim unterstrichen wurde, die Laiengerichte in der von uns geforderten Ausgestaltung ein Fortschritt.

Der Haß der reaktionären Welt richtet sich gegen diesen Fortschritt. Die Männer der „Arenzzeitung“ sehen darin eine weitere Demokratisierung öffentlicher Einrichtungen und eine neue Betätigung des Volkes durch seine eigenen gewählten Beauftragten. Bei dem „Berliner Tageblatt“ müßte man sich vielleicht mehr wundern über diese Aufregung nach dem Freispruch der Berliner Ledebame von dem Schwurgericht des Landgerichts II. Aber zunächst wundert man sich nachgerade bei diesem Blatt über nichts mehr, und dann ist der besondere Haß der Aufregung bei ihm, wenn auch nicht politisch, so doch desto mehr psychologisch zu verstehen. Die Männer des „Berliner Tageblatts“ und neun Zehntel seiner Abonnenten haben, wie man weiß, eine höchst geringe Sympathie für den Pulvergeruch. In den letzten Tagen hat nun auch noch glücklicherweise ein Berufsrichter gegen die Geschworenengerichte scharf gemacht. Der Vorsitzende eines Berliner Landgerichts hat bei der Eröffnung einer neuen Schwurgerichtstagung eine sogenannte Mahnung an die Geschworenen gerichtet und dabei die hohe Weisheit vertreten, daß „das Streben nach Humanität eine Grenze haben müsse“, und daß in unserem öffentlichen Leben „nicht selten ein geradezu krankhafter Zug nach Humanität zu spüren“ sei. Vielleicht hat der Herr Landgerichtsdirektor an das freie Gerampazieren des meineidigen Fürsten Eulenburg gedacht oder an die unergleichen milden Urteile gegen Streikbrechermörder. Sonst wüßten wir nicht, wo sich „ein geradezu krankhafter Zug nach Humanität“ im öffentlichen Leben und besonders in der berufsmäßigen Rechtsprechung gegenwärtig gezeigt hat.

Eine wirklich demokratische Politik wird ihr Urteil nicht nach einzelnen Sprüchen der Geschworenen bilden oder gar revidieren. Einzelne Fehlsprüche sind in jeder Art der Gerichtsverfassung möglich, und es bedeutet nur eine Kleinigkeit, opportunistische Politik, danach grundsätzliche Entscheidungen fällen zu wollen. Diese grundsätzliche Beurteilung der Schwurgerichte kann aber nur, wie bei der Sozialdemokratie, zu der Forderung ihrer Ausdehnung und weiteren demokratischen Umformung führen. Die neue, von den Tageserscheinungen lebende Kritik der Schwurgerichte kann, selbst wenn ihre Absichten nicht so durchsichtig reaktionäre wären, die Sozialdemokratie in ihrer Forderung nicht irgendwie beirren oder gar dämpfen, sondern weit eher bestärken. Die Geschichte hat ihr immer gezeigt, daß Forderungen, die die Reaktion bekämpft, von ihr gerade mit verstärkten Kräften verfolgt werden müssen.

Enteignung.

Der Regierungsvertreter ist auf's äußerste erbost. „Sollte man es für möglich halten“, rief er, „daß es eine Sorte von Menschen gibt, die jede Aufopferung für die Interessen der Allgemeinheit dickköpfig verweigern? Da sitzen diese Leute auf ihren Latifundien, die sie nicht einmal ökonomisch und rationell bewirtschaften, und lassen den lieben Gott einen guten Mann sein. Sie versteifen sich darauf, daß das, was ihnen ihre Väter vererbt hätten, ihnen auch ein für allemal gehöre, ob damit dem Staate gedient sei oder nicht, ob Kulturarbeiten dabei litten oder nicht. Was sie brauchen, wärs ihnen zu, und sie erklären mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen, sie hätten nicht nötig zu arbeiten, damit andere Leute fett würden. Sie verlangen von uns Achtung vor dem Eigentum und meinen, wenn wir denn schon einmal ihren von den Eltern überkommenen Grund und Boden brauchen für unsere Bahnen, unsere Landstraßen, unsere industriellen Unternehmungen, müßten wir ihn auch bezahlen, und zwar teuer bezahlen! Es sind Drohnen, diese Menschen, faule kulturwidrige Drohnen! Aber wir werden kurzen Prozeß machen! Auf das Allgemeinwohl kommt es an! Wir haben vor allem für die Raum zu schaffen, die arbeiten, einzuatmen, die volkswirtschaftliche Werte erringen, kurz für alle die, die unsere Interessen — hm —, die die Interessen der Nation vertreten. — Wir werden diese faulen Köpfe einfach enteignen, und zwar werden wir ihnen für ihre Luderwirtschaften den Preis bezahlen, den wir festsetzen!“

„Also, Herr Geheimrat“, sagte ich, „das ist ja sehr erfreulich. Die Regierung hat sich demnach endlich entschlossen, gegen die ostelbischen Junker mit aller Schärfe vorzugehen?“

„Gegen die Junker?“ Der Regierungsvertreter war maßlos erstaunt. „Aber ich spreche doch von den Dualas! Wir werden doch nichts gegen die Junker unternehmen! Erstens überhaupt! Und zweitens: wieso?“

„Aber alles, was Sie so entrüstet ausdrücken, paßt doch haarscharf auf die Junker!“

„Wieso? Nicht daß ich wüßte! — Und drittens: die Junker sind stark und die Dualas sind schwach! Und darauf kommt es an.“

Gegen dieses Argument war in der Tat nicht zu streiten. Außer dem hätte ich diesen Herren wohl kaum davon überzeugen können, daß die Junker, solange die Natur sie, mit ihren geringen Bedürfnissen, von selbst ernährt, vollkommen im Recht sind, wenn sie sich gegen die Beglückung mit der „Kulturarbeit“ wehren — und daß schließlich, man sich über ihre „Faulheit“ nur entrüstet, weil diese sonderbaren Menschen nicht ein Freudengefühl darüber anstimmen — für unsere Kapitalisten arbeiten zu dürfen!

Erst nach elf Uhr kamen wir an unserem Ziele an. Von dem Kasernengebäude stand nur ein Flügel noch da mit seinen langen Reihen offener Fenster. Die Laternen waren ausgelöscht. In den zerbrochenen Scheiben glitzerte das Mondlicht geisterhaft. Das Hauptgebäude war schon niedergebrosen bis auf wenige Mauern. Das Ganze, von schmalen, dunklen, unbesetzten Gassen umgeben, lag da wie ein ungeheurer verwesender Koloss. Man hörte aber aus der Nähe das Geklingel und Rollen der Straßenbahnwagen.

Der Kleine führte uns an einem Bretterzaun entlang bis zu einer Stelle, wo ein lockeres Stück Holz quer über einer schmalen Öffnung hing, gerade so, daß ein Menschenkörper sich noch hindurchwinden konnte. Hier versprochen wir einander, uns nicht zu verlassen, was auch kommen möge. Dann blickte sich der Kleine und verschwand. Ich folgte ihm und der Kohlenmann kroch hinterher.

Wir befanden uns im Kasernenhof. Vor uns standen in Reihen wie vergessene Soldaten vier kleine Bäume. Rechts lag ein Schuppen, vielleicht der ehemalige Holzstall. Eine Stiege führte von außen unter das Dach. Wir kletterten hinauf. Oben gähnete der Kleine ein Streichholz an und leuchtete umher. Der Boden lag voll verfaultem Stroh. Es stank so sehr, daß wir beschlossen, wieder in den Hof hinunterzusteigen.

Im Untergeschoß der Kaserne stand ein Fenster offen. Der Kleine schwang sich hinauf und half uns nach; wir standen nun alle drei in dem den Flur vor einer breiten Treppe mit eisernem Geländer. Rechts fanden wir einen Raum offen, der früher eine Küche gewesen sein mochte; in der Ecke stand ein halb zerstörter Herd. Die andere Tür dieser Stube war geschlossen, und die Klinke fehlte. Unsere Tür wollte durchaus nicht ins Schloß; wir stemmten uns dagegen und schlugen endlich mit Steinen, die wir uns aus dem Herde lösten, den Niegel zu. Dann kletterten wir noch Holzstiege in das Schloß und streckten uns nebeneinander auf dem Boden aus, mit den Köpfen gegen die Tür. Wir drängten uns eng zusammen, die Nachtluft sank durch die offenen Fenster kalt herein.

Die andern schienen bald zu schlafen. Nur ich lag wach in einem unfähigen Gefühl der Verlassenheit auf dem harten, von Ritzel und Ziegelsteinplättchen bedeckten Boden. Die Leiber der beiden unbekannt Menschen schützten mich nur wenig gegen die Kälte; ich verspürte plötzlich ein Jittern, ganz leise und nach innen gehend, wie das Jittern, das dieses feste Gebäude ergriffen hatte, als langsam der Ruh von den Wänden abfiel und die Decken lautlos sprangen, bis es nun, von den Menschen aufgegeben, in der dunklen Nacht sich selbst überlassen da stand. Der Mond und die Straßenlichter warfen gespenstische Flecken an die Wand. Zuweilen rasselte draußen eine Droschke vorüber. Unseren Schnauften die Straßenbahnzüge; wenn sie in die gewölbte Halle einliefen, brach ein Donner aus. Ich sah einen dieser Züge fahren, fern, auf einer unendlich weiten grünen Ebene, und ihn plötzlich um einen Hügel biegen. Dort über einen Fluß führte eine Brücke, dürr wie ein Skelett und ohne Geländer; auf ihr ging ein Mann mit Medaillen auf der Brust. Er hatte das Gesicht des alten Herrschaftsdieners, der mir im Asyl das Aufbewahren der Stiefel gezeigt und von Amerika erzählt hatte. Der Zug kam rasch, der Mann auf dem Brückengelände, mit dem Strom tief unter dem Gesänge des Brückenbodens, begann erschrocken zu laufen, er rannte wie ein Befehlener. In dem Augenblick, als die Maschine ihn fassen wollte, ließ er

sich durch die Brücke hinunterfallen. Er fiel tief unten auf den Sand am Ufer, und als er aufstand, griff er an seinen Kopf und taumelte und lachte über das Blut an seiner Hand. Nun verwandelte er sich in einen andern Menschen, der dort im Asyl den Namen Naturdoktor hatte, einen dicken Keil mit Schmissen auf der Wade und einem Kneifer auf der Nase.

Ich wachte auf, mich froh am Haase. Ich hatte meine Jade als Kissen unterm Kopf liegen, neben mir rechts und links lagen die beiden Leute und schliefen. So wachte ich nicht, mich zu rühren, und schlief mit diesem Droschkegefühl wieder ein. Ich sah den Herrschaftsdieners, den Naturdoktor und Reinhold miteinander gehen, und mich in weiter Entfernung ihnen folgen. Sie schienen zu schweben wie selbige Meister gegen alle Angst gefeit, und zu denen ich in langer Verzweiflung aufschah wie ein Lehrling des Lebens. Ich seufzte und lag mit geschlossenen Augen und muß dann wohl einige Zeit ganz fest geschlafen haben.

Jemand ergriff plötzlich meinen Arm. Ich sah den Kohlenmann halb aufgeregt neben mir sitzen. Er sah stark über mich hinweg und flüsterte: „Du — der Kleine — der andere — ist weg.“

Ich verstand ihn nicht gleich, doch erschraf ich sehr, als ich den Kleinen nicht mehr bei uns sah. Die Türen waren noch geschlossen, aber das Fenster stand offen. Ich wollte aufstehen, aber in demselben Augenblick mochte ein seltsames Geräusch uns erstarrten. In der leeren Kaserne, in dem Raum gerade über uns, gingen leise, ganz langsame, schlurfende Schritte. Dazwischen vernahmen wir ein Hüpfen, einen so klagenden, hohlen, gebrechlichen Laut, daß wir wie versteinert lagen. Zuweilen hielt dieses Röcheln ein. Die gelben Lichtreflexe an der Wand langten vor unsern Augen, sie schienen das ganze Zimmer zu überschwimmen. Wir begriffen plötzlich, warum der Kleine geflohen war, ohne an uns zu denken. Er war zum Fenster hinaus.

Vielleicht hatte man uns im Hause gehört. Oben ging eine Tür. Jetzt tasteten die Schritte die steinernen Treppe hinunter, sie kamen deutlich immer näher. Vor unserer Tür hielten sie an. Eine Hand tastete nach der Klinke. Aber auch wir ergriffen die Klinke und hielten sie fest und spürten daran den ohnmächtigen Druck der fremden Hand. Draußen winkelte ein Mensch, aber mit der ganzen Gewalt unserer Schultern stemmten wir uns gegen die Tür und hörten nach einer Ewigkeit den Mann, der zu uns wollte, sich wieder entfernen. Sein Schritt ging langsam wieder die Treppe hinauf, und es wurde still.

„Wird wohl die Wächterin gewesen sein“, sagte der Kohlenmann und verzog das Gesicht. Aber wir konnten nicht lachen, es war uns entsetzlich zu Mut.

Da gingen oben, gerade über uns, die leisen, schlurfenden Schritte wieder an. Sie führten quer über die Decke, dann hielten sie ein, und wir vernahmen ein armseliges, hilfloses Jammern. Und nun stürzte der Kohlenmann ans Fenster, schwang sich hinaus, fiel auf die Hände und rannte fort über den Hof. Ich sprang ihm einfach nach. Vor dem Zaun draußen fanden wir uns wieder.

Wir sahen an der nächsten Straßenecke die Droschkengänge mit eingeknickten Weinen stehen. Im Schein der Laternen gingen einzelne Leute vorüber. Wir atmeten auf und setzten uns aufs Pflaster nieder, gerade neben dem Spalt im Zaun. Der Morgen graute. Wir wußten nicht, wohin wir gehen sollten, wir dachten an die Nachhallen. Plötzlich stieg neben uns ein Mensch aus

dem Loch hervor und ging schwanzend, als müßte er gleich unterfallen, mit einer Hand ins Leere ausgestreckt, die andere vor der Brust, die Straße hinunter. Es war ein kleiner, dürrer Greis. Unter seinem Schlapphut hing weißes, langes Haar hervor. Man sah ihm stehen bleiben und sich an eine Hauswand lehnen und dann langsam wie ein Bündel Kleider zu Boden sinken.

Wir standen beide auf, um nach ihm zu sehen. Wir folgten ihn an den Armen. Er hobte schon nicht mehr und sah uns nur an und schüttelte langsam den Kopf. Da ließ der Kohlenmann ihn los und sagte: „Ich hole einen Schuhmann“ und ging fort.

Ich heugte mich auf den Alten nieder und sagte ihm am Kneifer und sagte: „Du!“ Aber er sah mich nur mit offenen Augen an, und sein Arm sank von selber. Da ging ich langsam zwei Schritte seitwärts und blieb stehen und sah mich nach ihm um. Er rührte sich nicht. Ich ging noch ein paar Schritte, sah mich nochmals um, aber er rührte sich nicht und sah wie lauschend. Da ging ich weiter und ließ schließlich so rasch ich konnte, bis ich endlich weit von jener Stelle und ganz erschöpft vor einem Brunnen stand. Erst als mir das Wasser eiskalt über Kopf und Hände floß, kam ich zur Besinnung. Ich machte mich sofort auf den Weg nach Hamburg. Göttische hieß das Feuerbureau, Vorzeichen W. Eine Woche später fuhr ich die Elbe hinab auf See.

Die neun Stellen.

Wir können unseren Lesern zu unserer Freude mitteilen, daß Herr Wernerle Sombart die Freundlichkeit hatte, uns die neun Stellen zur Verfügung zu stellen, die das „Berliner Tageblatt“ in vollständiger Verkennung der Bedeutung ihres Verfassers aus seinem Artikel: „Gedanken in Russland“ herausgeschnitten hat. Wir bringen sie hier, jeweils im Anschluß an den letzten vorhergehenden Satz und freuen uns, daß sie eine treffende Antwort sind auf unsere an Sombart gerichtete Frage: Nig zu geistreicheln?

Wir empfinden ein gefeiertes Behagen, wenn wir nur über die russische Grenze in das Wald- und Seengebiet hineinfahren, das Nordrussland bildet, wo die Siedelungen allmählich ganz aufhören und der Urwald beginnt.“ Hier fehlt der Satz: „Dann bekommt man schon eine Vorstellung, wenn man sieht, wie vornehm die Russen gleich nach der Grenze einem Stationsvorsteher die Pistole vors Gesicht halten, ihm die Bahnhofsliste abnehmen und bei der Weiterfahrt davon den Mitreisenden verweigern ein paar Flaschen Champagner zahlen, ganz als wären die einengenden Vorstellungen von Privateigentum und Geschlechtlichkeit noch gar nicht erlunden.“

„Unübersehbar bis an den fernen Horizont dehnen sich die Acker und Felder, ohne daß man mehr als hier und da ein paar Bauernhöfen gewahrt wird.“ Aber auch die stören weiter nicht, so sie sich in ihrer vollkommenen Verlotterung aufs Beste in das Wald einpassen und vielfach auf Anordnung eines künfftigen Großgrundbesizers zu malerischen Ruinen umgewandelt worden sind.

„Jedoch auch Petersburg wirkt vor allem durch die breit-seigneurale Ausladung seiner Straßen und Plätze und Brücken und Bauten.“ Vor allem die Kasernen wirken für einen Mann mit größerer Christliche außerordentlich beruhigend, nur verlangt ihre entsprechende Architektur die Auffassung einiger abgehauenen Köpfe über den Toren, was bei der Menschenüberfüllung von Petersburg besonders mit Arbeitern, doch nicht schwer zu erreichen sein kann.“

Krokodilstränen.

Die gute Frau Evers, ihres Zeichens Zigarrenhändlerin in Zabeen, berüchtigt geworden als Kronzeugin im Zabeerner Reuterprozess, will Zabeen verlassen. Angeblich, weil sie des Kampfes müde geworden sei, der Populär der Zabeerner Bevölkerung über ihre Kettenkraft gebe. Ausgerechnet die „Post“ vergleicht ob dieser Tatsache einige Krokodilstränen. Die biederen Elfsch-Vorbringer können also den traurigen Namen für sich in Anspruch nehmen, wieder einen **Vertreter der deutschen Sache** wirtschaftlich ruiniert zu haben. Ein deutscher Stamm, der die eigenen Volksgenossen zur Strecke bringt, als seien sie Feinde; wir wählten kein Bild im Deutschen Reich, das ja **merkwürdiger wäre.** So wörtlich das Scherzblätterblatt par excellence.

Wir wählten manches noch jammervollere Bild. Wie würde die „Post“ weinen, wenn sie eine Ahnung davon hätte, daß die Arbeiter ganzer Betriebe systematisch und mit den brutalsten Mitteln wirtschaftlicher Macht in die gelben Werkzeuge gepreßt werden. Wie würden die Tränen der ahnungslosen „Post“ fließen, wenn sie Kenntnis von dem Zustand des **mittelständischen Wahlers** hätte, bei denen ganze Volksschichten mit der Hungerpeitsche als konervative Wähler zur Urne getrieben werden. Aber von solchen Dingen hat die „Post“ natürlich keinen blässen Schimmer. Ihre Tränen fließen über „das zur Streckebringen“ einer „Vertreterin der deutschen Sache“, für deren Konto in unzähligen Offiziellen und Arbeitervereinen Geldsammlungen veranstaltet und ein schwingender Zigarrenhandel getrieben wurde.

Wer den Papst zum Vetter hat...

Die sächsische Erzählung Paul Rehnert ist nicht Papst und kann daher niemand zum Kardinal machen. Aber sie ist das Oberhaupt der sächsischen Konservativen, und das hat immerhin schon etwas für sich. Paul Rehnert, der Ministerpräsident, fühlt den Drang in sich, Sachsen vor liberalisierenden Bestrebungen zu schützen, und betätigt seine Neugier, indem er bei Befragung von Beamtenposten seinen nicht geringen Einfluß anwendet, ihm genehme Kandidaten mit abgestempelter konservativer Gesinnung zu lancieren. In Bautzen ist der Direktorposten an der höheren Mädchenschule zu besetzen. Welch ungeheurer sittlicher Schaden würde der weiblichen Jugend zugefügt werden, wenn etwa ein Nationalliberaler sächsischer Couleur den Posten ergatterte. Um dieses nicht wieder gutzumachende Unheil zu verhüten, sandte Erzählung Paul Rehnert an den Oberbürgermeister Dr. Käßler in Bautzen einen Brief, in dem er, wie das „Bautzener Tageblatt“ erzählt, einen Kandidaten empfahl, der sich durch Vermittelung des konservativen Vereins in Leipzig an Se. Erzählung wandte.

So erzählt man unter der Hand, wie nicht nur Beamtenstellen besetzt werden, sondern auch, wozu konservative Gesinnung und konservative Vereine nütze sind.

Korruption.

Unsere Industrie ist durchaus intakt! Das ist der Refrain aller Medien, wenn einmal darauf hingewiesen wird, daß nicht nur in Rußland der Rubel rollt. Man beschönigt die Fäulniserscheinungen, denn das Ansehen unserer Industrie leidet darunter! Und dabei mehrt sich von Jahr zu Jahr die Anzahl der Fälle, daß Industrielle wegen Bestechungen angeklagt und verurteilt werden. Schon allein das Bestehen eines besonderen Vereins gegen das Bestechen zeigt, daß die Korruption ziemlich tief eingetreten sein muß. Sind doch auf Veranlassung dieses Vereins 28 Personen verurteilt worden, unter denen 12 Inhaber von Firmen, ein Direktor, zwei Prokuristen und fünf Vertreter von Firmen zu finden waren. Das ist natürlich nur ein kleiner Bruchteil aller Korruptionsfälle, da in der Mehrzahl die Bestechung schwer nachzuweisen ist und dem Verein beispielsweise natürlich nicht gemeldet wurde, daß im Betriebe seines früheren Mitgliedes, der Firma Krupp, die unglaublichste Bestechung von Beamten vorgekommen ist.

Aber unsere Industrie ist intakt. Das Aufdecken von Fäulniserscheinungen ist geeignet, das Ansehen unserer Industrie zu schädigen! Und darum will man von solchen Dingen nichts wissen.

Kreis-Generalversammlung für Niederbarnim.

Am Sonntag hielt der Sozialdemokratische Wahlverein für den Kreis Niederbarnim seine Generalversammlung im Café Bellevue zu Lichtenberg (Rummelsburg) ab. Der Versammlung lag ein gedruckter

Jahresbericht des Vorstandes

vor, dem wie folgendes entnehmen. Außer bei der Landtagswahl, wo die Organisation ihren Aufgaben in vollem Umfang gerecht wurde, hatte sie auch im Frühjahr 1913 Gelegenheit, ihre Schlagfertigkeit bei den Gemeindevorwahlen zu beweisen, welche in vielen Orten des Kreises stattfanden. Trotz mancher Schwierigkeiten gelang es, die Zahl der sozialdemokratischen Gemeindevorwahlen von 177 auf 195 zu steigern. Auch das Ergebnis der **Wochen (2849 Neuaufnahmen und 1879 „Vorwärts“-Abonnenten)** zeigt, daß die Genossen, wenn die Partei tief zur Stelle waren, 1.610.000 Flugblätter wurden im Laufe des Geschäftsjahres (1. April 1913 bis 31. März 1914) verbreitet. Zur Erledigung der Parteigeschäfte fanden 310 Mitglieder- und 385 Funktionärskonferenzen statt. Für 230 öffentliche Versammlungen hatte die Organisation die Vorarbeiten zu erledigen. — Trotz der großen Arbeitslosigkeit im vergangenen Winter, die einen Mitgliederzuwachs befürchtete, hat sich die Zahl der Mitglieder vermehrt, nämlich von 18.033 auf 19.647, darunter 3768 weibliche.

Der **Kinderbeschuttskommission** wurden 44 Fälle von Verletzung des Kinderbeschuttsgesetzes und 10 Fälle von Verwahrlosung, Vernachlässigung und Mißhandlung gemeldet. Die Kommission griff, soweit es ihr möglich war, zugunsten der schulpflichtigen Kinder ein.

Die **Bildungsarbeit** ist bedeutend fortgeschritten. In 20 Orten des Kreises betreiben Bildungsausschüsse. Die Ausgaben für die Bildungsarbeit betragen 20.000 M. Die Bibliothek hat einen Bestand von 8612 Bänden. 1951 Leser nahmen die Bibliothek in Anspruch durch Entlehnung von 11.736 Bänden.

Der **Kassenbericht** verzeichnet einschließlich des 10.354,26 M. betragenden alten Bestandes eine Einnahme von 78.223,09 M., eine Ausgabe von 77.425,26 M. und einen Bestand von 11.552,09 M. Der größte Ausgabeposten, 15.847 M., kommt auf die Landtagswahl. Mit der **Jugendbewegung** geht es trotz polizeilicher Bekämpfung vorwärts. Am Anfang des Geschäftsjahres bestanden in 20, am Schluß des Jahres in 24 Orten Jugendauschüsse, 6 Orte haben

eigene Jugendheime. In 9 Orten stehen der Jugend an bestimmten Tagen besondere Räume zur Verfügung. 12 Orte haben Jugendbibliotheken mit zusammen 1291 Bänden. Die Abonnementzahl der „Arbeiterjugend“ ist von 1783 auf 1963 gestiegen. Unter Hinzurechnung der Orte, wo kein Jugendauschuss besteht, sind es 2035 Abonnenten, dabei sind aber die über 18 Jahre alten nicht mitgezählt.

Auch die **Frauenbewegung** hat erfreuliche Fortschritte gemacht. Die Lesabende werden verhältnismäßig gut besucht. 43 Funktionärinnen sind in den Bezirksleitungen tätig.

Vorsitzender Lehmann und Kassierer Brühl erläuterten und ergänzten den gedruckten Bericht. Brühl bemerkte unter anderem, die vorstehend angegebene Mitgliederzahl stützt sich auf die Angaben der Bezirke. Rechnet man auf je 10 abgestempelte Beitragsmarken ein Mitglied, so ist die Mitgliederzahl von 17.700 auf 18.069 gestiegen. Das ist für einen Kreis wie Niederbarnim zwar nicht viel, immerhin kann sich der Kreis damit sehen lassen.

In der **Diskussion** wurden wesentliche Ausstellungen in der Tätigkeit des Vorstandes nicht erhoben. — Mehrere Redner führten aus, daß ein agitatorisches Zusammenarbeiten der Reichstagswahlkreise Oberbarnim und Niederbarnim schon deshalb unumgänglich notwendig sei, weil beide Kreise zusammen einen Landtagswahlkreis bilden. Die Genossen von Niederbarnim hätten deshalb die Agitation in Oberbarnim tatkräftig unterstützt. Das sei ihnen vom Bezirksvorstand der Provinz Brandenburg als ein Eingriff in seine Rechte ausgelegt worden. Rautenlich Genosse Weis verteidigte diesen Standpunkt. Am Widerstand des Brandenburgischen Bezirksvorstandes, besonders des Genossen Weis, sei die durchaus notwendige Arbeitsgemeinschaft zwischen beiden Kreisen bis jetzt gescheitert.

Zu dieser Angelegenheit nahm die Generalversammlung den folgenden Antrag einstimmig an:

„Der neue Kreisvorstand wird beauftragt, sich möglichst bald mit dem geschäftsführenden Ausschuß für Preußen in Verbindung zu setzen, um durch dessen Vermittelung eine Arbeitsgemeinschaft zwischen den beiden Teilen des Landtagswahlkreises Niederbarnim-Oberbarnim herbeizuführen.“

Der Vorstand wurde durch einstimmigen Beschluß entlastet. Nach dem Bericht der Mandatprüfungs-Kommission sind 127 Delegierte und Kommissionsvertreter, 25 Bezirksleiter und 8 Abgeordnete anwesend. 17 Delegierte und 6 Bezirksleiter fehlen.

Neuwahlen der Funktionäre

vollzogen. Sie hatten folgendes Ergebnis:

Kreisleitung: 1. Vorsitzender Lehmann, 2. Vorsitzender Schindler, Kassierer Brühl, Schriftführer Glöckner, Beisitzerin Martha Arendsee. **Revisoren:** Berger, Köhler, Rühl. **Gemeindevorstand:** Fuhrmann, John, Schwarzbürger. **Kinderbeschuttskommission:** Klara Weis. **Bildungsausschuss:** Gabel, Gram, Harmann, Oertel, Scheinhuber, Schulz, Wjchka, Jöllner, Arndt, Bergmann, Frau Buchmann.

Zentralvorstand: Aktionsausschuss: Lehmann, Brühl. **Präsident:** Wjchka, als Aspirant Lehl. **Schiedskommission:** Elias. **Localkommission:** Berkmann. **Revisor:** Andree. **Vertreterin der Frauen:** Frau Raissa. **Beschlossen** wurde, den Mitgliedern des Bildungsausschusses Sitz und Stimme in der Kreisgeneralversammlung zu erteilen. Als Kandidaten für den Internationalen Kongress in Wien, die aus der Verbandsgeneralversammlung zu wählen sind, wurden Stadthagen (für den Kreis) und Rosa Luxemburg (für die Frauen Berlins) aufgestellt.

Kunze gab Genosse Wjchka einen Bericht über die **Tätigkeit der Reorganisationskommission.**

Die Kommission beriet die Reorganisation des „Vorwärts“ und die Wahlvereinsorganisation. Wie der Referent ausführte, hat die Kommission bis jetzt nur den ersten Teil ihrer Aufgabe, die „Vorwärts“-Frage erledigt. Die äußere Aufmachung des Blattes ist im Einverständnis mit der Redaktion bereits eine bessere geworden. Die seinerzeit vom Genossen Stadthagen in der Verbandsgeneralversammlung vertretene Ansicht, der „Vorwärts“ habe in seiner redaktionellen Haltung eine Schwächung nach der rechten Seite der Partei hin vollzogen, hat die Kommission als unzutreffend erachtet und festgestellt, daß sich die Haltung des „Vorwärts“ gegen früher nicht geändert hat. Einverständnis ist mit der Redaktion erzielt worden über eine kürzere Fassung der Parlamentsberichte. Da nach Ansicht der Kommission die kollegiale Redaktionsführung verschiedene Mängel zur Folge hat, so hat sie beschlossen, daß die redaktionelle Leitung durch einen Chefredakteur geführt werden soll. Ferner hat die Kommission beschlossen, daß der „Vorwärts“ mit einer illustrierten Wochenbeilage zu einem Wochenabonnement von 30 Pf. abgegeben werden soll. Die Zeitungsabonnenten sollen festbegründete Befugnisse erhalten.

Hinsichtlich der Wahlvereinsorganisation empfiehlt die Kommission allen Wahlkreisen, die Hausnummerierung obligatorisch einzuführen. Die gegenwärtige Organisation, deren Grundform der Reichstagswahlkreis bildet, hält die Kommission nicht für zweckmäßig wegen der bedeutenden Größenunterschiede der einzelnen Wahlkreise. Die Kommission ist dafür, daß Groß-Berlin einen einzigen Wahlverein bildet, der sich in Bezirke gliedert, welche sich mit den Landtagswahlkreisen decken. Diese Form kann jedoch jetzt nicht eingeführt werden, weil das Parteistatut nur den Reichstagswahlkreis als Grundform der Organisation kennt. Eine entsprechende Änderung des Parteistatuts soll beim Parteitag beantragt werden.

Diskussion

sprach zuerst Stadthagen. Er führte aus: Die Kommission habe ihre Aufgabe falsch aufgefaßt. Sie sei eingereicht worden, um die Ursachen des Abnennens- und Mitgliederrückganges zu untersuchen. Es handelte sich darum, ob außer der Wirtschaftskrise noch andere Ursachen vorhanden sind, ob es an Reklame fehlt, ob es am Preise liegt usw. Statt diese Fragen zu untersuchen, habe die Kommission zuerst entschieden, Stadthagens Ansicht von der Schwächung nach rechts sei unzutreffend. — Ja, diese Ansicht habe er, der Redner, doch nur als einen der seiner Überzeugung nach bestehenden Gründe für den Rückgang angesehen. Während die Parteigenossen eine Herabsetzung des Abonnementpreises wünschten, habe die Kommission durch den Vorschlag, 30 Pf. wöchentlich zu erheben, den Preis verteuert. Das sei kein Entgegenkommen an die Wünsche der Parteigenossen. Die 35.000 M. seien doch nicht die ganzen Ueberschüsse des „Vorwärts“. Man müsse doch fragen, wo die Ueberschüsse aus dem Druck des Blattes bleiben. Das seien doch Ueberschüsse des „Vorwärts“. Aus den Ueberschüssen sei ja das Lindenhaus entstanden. Der Redner wandte sich gegen den Vorschlag der Kommission, einen Chefredakteur anzustellen. Die Redaktion werde in ihrer gegenwärtigen Verfassung ihren Aufgaben gerecht. Hinsichtlich der Organisationsfrage empfahl der Redner die im „Vorwärts“ veröffentlichten Vorschläge des Genossen **Lauka**. Andere jetzige Organisation trafe an dem Mangel, daß die Masse der Parteigenossen ihre Ansicht zum Ausdruck bringen könnte. Es dürfe keine Bindung von oben nach unten stattfinden, aber von unten nach oben, indem die Erteilung gebundener Mandate als berechtigt erklärt werde.

Hänisch meinte, die Chefredaktion sei der kollegialen Redaktion vorzuziehen. Natürlich solle der Chefredakteur nicht feindselige Schulmeistererei treiben, sondern im Sinne einer einheitslichen politischen Führung des Blattes arbeiten.

Küster führte aus, die Vorschläge der Kommission seien nicht neu. Außer der Frage des Chefredakteurs und der illustrierten Beilage habe sie sich nur mit den vorliegenden Anträgen beschäftigt. Hinsichtlich der Organisation müßten andere Vorschläge gemacht werden.

Eugen Ernst betonte, die Organisationsfrage hätte hier noch nicht erörtert werden sollen, weil die Arbeiten der Kommission in dieser Frage noch nicht abgeschlossen seien. In längeren Ausführungen wandte sich der Redner gegen Stadthagen. So leicht könne die Organisationsfrage nicht gelöst werden, wie Stadthagen es hinstelle. Wenn die Kommission mit ihren Arbeiten fertig sei, dann müßten die Kreise dazu Stellung nehmen. — Was Stadthagen als Mangel am „Vorwärts“ hingestellt habe, sei im vollen Einverständnis mit der Redaktion beseitigt worden. Im wesentlichen Gegenstände habe es sich dabei nicht gehandelt. Die Ansicht Stadthagens, der Chefredakteur solle von der rechten Seite genommen werden, sei unzutreffend. Niemand denke daran, Stadthagen habe auch darin unrecht, daß er meine, die Leitung der Organisation verfare diktatorisch. Unsere Einrichtungen seien durchaus demokratisch. Niemand denke daran, die Rechte der Parteigenossen nicht zur Geltung kommen zu lassen. Die Frage der Reorganisation werde nach den Wünschen der Parteigenossen und in Uebereinstimmung mit ihnen gelöst werden.

Genossin **Arendsee** trat für die auch von Stadthagen befürwortete Einsetzung einer Frauenagitationskommission ein.

Darauf wurde beschlossen, wegen der vorgerückten Zeit die weitere Erörterung der Reorganisationsfrage bis zur nächsten Generalversammlung zu vertagen.

Beim letzten Punkt der Tagesordnung: **Verschiedene Anträge**, entstand eine Diskussion über den bereits beigelegten Kopsitt anlässlich der Vergebung von Arbeiten der Aktiengesellschaft „Lindenhaus“ an die Firma Siemens-Schudert. — Mehrere Redner erhoben scharfe Angriffe gegen die Geschäftsführung, die Genosse Ernst als unzureichend bezeichnete. Mehrere Anträge, welche zu dieser Angelegenheit vorlagen, wurden durch Uebergang zur Tagesordnung erledigt.

Nachdem die Versammlung länger als acht Stunden getagt hatte, wurde beschlossen, die übrigen, verschiedene Materien behandelnden Anträge bis zur nächsten Generalversammlung zurückzustellen.

Spiel und Sport.

Das Kaiserturnen im Stadion.

Die Turner werden als Einlage bei den Armeewettkämpfen am 6.—8. Juni im Stadion dem Kaiser das „gesamte deutsche Turnen in fast allen seinen Formen“ vorführen, zu welchem Zweck ihnen eine Stunde zur Verfügung steht. Unsere Leser wird es gewiß interessieren, wie dieses Galopp-Turnfest überaus möglich gemacht werden kann, zumal doch dem Kaiser am Anfang und Schluß noch je eine begeisterte Huldigung dargebracht werden soll. Daß es bei einigem guten Willen aber tatsächlich möglich ist, zeigt folgendes Programm:

1. Ansprache und Aufstellung	4 Minuten
2. Spiele der Knaben und Mädchen, Wendeltafette der Männer	8
3. Freiübungen der Frauen und Männer	8
4. Laufen der Jugendturner	5
5. Vorführungen der Landbesturmanfakt	8
6. Turnen der Männer an 10 Barren	6
7. Vollständige Uebungen und Spiele der Männer	6
8. Turnen der Männer an 10 Hoch	8
9. Turnen der Alten (Stadthagen), Rechten und Wasserprünge	5
10. Eilbotenlauf, Rastentanzziehen	4
11. Schlußapothekose	?

In Summa 60 Minuten.

Also es geht doch, wenn auch vielleicht nach dem gefüglichen Wort: Immer feste druff!

Ruderverein Vorwärts.

Am Sonnabend feierte der Ruderverein „Vorwärts“ sein 22. Stiftungsfest und gleichzeitig die offizielle Einweihung des neuen Bootshauses. In seiner Festrede hob Sportgenosse Max Thiele hervor, daß der Rudersport seinerzeit nur für die sogenannten besseren Stände war und die Arbeiterrudervereine mit Sport und Hohn überschüttet wurden. Aus einem kleinen Häuflein von drei Dugend Mann, von denen nur noch zwei geblieben sind, wurde der Verein gegründet. Das erste Bootshaus bestand aus einem primitiven Bretterverschlag, durch dessen Rippen der Staub und Regen kam. Auch von den sogenannten Kinderkrankheiten blieb der Verein nicht verschont. Schon nach zwei Jahren machten sich Störungen bemerkbar, die den Verein in ein bürgerliches Fahrwasser lenken wollten und mehrere Abspaltungen waren zu verzeichnen. Die Absicht, den Verein tot zu machen, mißlang vollständig. Bei der Gründung nahm der Verein von den seinerzeit bestehenden 39 Rudervereinen die letzte Stelle ein; gegenwärtig bestehen in Groß-Berlin 106 Vereine und der „Vorwärts“ siehe bestehen in Groß-Berlin 106 Vereine und der „Vorwärts“ fehlt mit seinen 350 Mitgliedern und circa 80 Booten bereits an sechster, ja was das Aussehen des Ruders anbelangt, wohl sogar an erster Stelle. Dank der Opferfreudigkeit der Mitglieder hat es der Verein zu seiner jetzigen Größe gebracht.

Delegierte von den befreundeten Rudervereinen „Collegia“ und „Freiheit“ überbrachten die Glückwünsche ihrer Vereine. Ebenso hieß Gemeindevorsteher Schwarzbürger namens der Gemeinde Oberschöneweide den Verein auf dem neuen Grund und Boden herzlich willkommen und wünschte ihm weiteres Gedeihen.

Fußball.

1. Mannschaften: Alemannia gegen Fort 7. Abtheilung 0 : 4; Oberprece gegen Sperber 2 : 1; Lichtenberg gegen Rummelsburg 2 : 0; Sportklub Weihensee gegen Spandau 4 : 1; Sportklub Lichtenberg gegen Germania-Weihensee 4 : 1; Wilmersdorfer-Schwargendorfer gegen Union-Panlow 0 : 4; Fichte 12 gegen R. f. B. 7 : 0; Siegtern gegen Wilmersdorf 7 : 1; Fichte 4 gegen Fichte 5, Fichte 5 kampflös gewonnen; Jung Stralau gegen Stralauer Ballspielklub 4 : 2; Minerva gegen Hertha 3 : 3; Fichte 9 gegen Adelles 13 : 0. 2. Mannschaften: Fichte 7 gegen Hertha 12 : 0; Oberprece gegen Sperber 1 : 3; Jung Stralau 1. Jugend gegen Hertha 1. Jugend 1 : 1; R. f. B. gegen Wilmersdorf-Eintracht 9 : 3; Fichte 12 gegen Charlottenburg 1 : 0; Fichte 11 gegen Fichte 6 1 : 1; Siegtern 4. Mannschaft gegen Wilmersdorf 3. Mannschaft 2 : 0; Siegtern 2. Jugend gegen Stralauer Ballspielklub 2. Jugend 8 : 0; Jung Stralau gegen Rüstig-Vorwärts, erster kampflös gewonnen; Minerva gegen Hertha 1 : 2; Libertas gegen Adler 9 : 3; Waidmannslust gegen R. B. C. 1 : 7.

Hockey.

Fichte 12 gegen Elternvereingung Norden 0 : 5.

Faustball.

Waidmannslust gegen Wittenau 57 : 30.



Verantwortlicher Redakteur: Ernst Neber, Steglitz. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glöde, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlagsgesellschaft u. Verlagsgesellschaft Paul Singer u. Co., Berlin S.W.